Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 190 (2022)

Heft: 20

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SKZ Schweizerische Kirchenzeitung

FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN ISSN 1420-5041 3. NOVEMBER 190. JAHRGANG 20 | 2022

Der Messias im Judentum – einst und heute

«Das Königreich des Friedens» (1834) des US-amerikanischen Malers Edward Hicks (1780–1849), das auf einer Bibelstelle im Buch Jesaja basiert. (Bild: Wikipedia)

Das hebräische Verb «m-sch-ch» bedeutet nichts anderes als salben. Gesalbte waren zunächst die Könige Israels, begonnen mit Saul, danach (noch zu Sauls Lebzeiten) der spätere Dynastiegründer David. Die Vorstellung, dass der Maschiach bzw. Messias einmal zu einem Friedensfürsten werden könnte, verdankt sich vor allem der Vision Jesajas, dass einst, wenn ein Spross aus Isai (dem Vaterhaus Davids, also dessen Dynastie) ausziehen würde, eine Welt des Friedens anbrechen würde, in der sogar der Wolf beim Schafe friedlich liegt (Jes 11,1–10).

Später ist im Judentum die Messiasvorstellung ebenso zentral geworden wie die innere Übereinkunft, dieser Messias sei noch nicht gekommen. Wann immer jüdische Personen für den Messias erklärt wurden, führte dies innerjüdisch zu starken Verwerfungen und teilweise auch Aufspaltungen – sei es zur Zeit Jesu, als sich aus dem Judentum heraus das Christentum bildete, oder dann beispielsweise im 17. Jahrhundert, als sich ein Jude namens Sabbatai Zwi als Messias ausrufen liess und eine beträchtliche Anhängerschaft mobilisierte, bevor er zum Islam zwangsbekehrt wurde. Diese Debatten haben das Judentum auch heute nicht verlassen, gibt es doch eine Fraktion in der sehr wirkungsmächtigen chassidischen Gruppierung Chabad Lubawitsch, die deren letzten «Rebbe», den 1994 verstorbenen Menachem Mendel Schneerson als Messias betrachtet und zum Teil dessen Wiederkunft erwartet.

Eine weitere Frage, die im Judentum vor allem in den vergangenen hundert Jahren an Wichtigkeit gewonnen hat, lautet: Soll man den Messias demütig und passiv erwarten, während sein Kommen ganz in Gottes Hand liegt, oder kann man seine Ankunft aktiv beschleunigen? Letzteres glaubt vor allem ein Teil des heutigen nationalreligiösen Judentums. Für sie ist die Gründung des Staates Israel, zumal nach der Katastrophe der Shoah, ein Zeichen Gottes, dass nach der Vernichtung nun die Erlösung kommen kann – und alles, was diesem Staat zu mehr Kraft verhilft (und dazu gehört für viele auch das Besiedeln des umstrittenen Westjordanlands), bringt den Messias näher. Gewisse Teile der sogenannten Ultraorthodoxie meinen das Gegenteil: Die Erlösung beschleunigen zu wollen, sei das «Hauptverbrechen» der Zionisten gewesen, das schon zur Shoah geführt habe und nur noch zu weiterem Desaster führen könnte.

Der Grossteil der jüdischen Gemeinschaft aber sieht heute wie seit jeher im messianischen Gedanken vor allem eine grosse Hoffnung darauf, dass die Menschheit nicht dem Untergang, sondern einem wirklichen Frieden und einer gerechteren Welt entgegengehe. Und solange dies nicht der Fall ist, bleibt die Aufgabe, das zu tun, was ebenfalls ein zentraler religiöser Begriff des Judentums ist: Tikkun olam – mit den begrenzten, aber vereinten Kräften jedes Menschen daran zu arbeiten, dass die Welt, die wir kennen, eine bessere werde. *Alfred Bodenheimer**

Editorial

Die dunkle Seite der Macht

Mehrere aufmerksame Fantasy- und Filmfans (vgl. etwa Michael Kleu auf der Seite «Fantastische Antike») haben in letzter Zeit auf die verblüffenden und verwirrenden Parallelen zwischen der in der Serie «Star Wars» auftretenden Rolle Anakin Skywalker/Darth Vader und den neutestamentlichen Berichten über Jesus von Nazareth nachgedacht. Beide haben keinen physischen Vater und wurden von einer Jungfrau geboren. Auf beide beziehen sich jahrhundertelang vorhandene Weissagungen über die Geburt und das Auftreten eines mächtigen Retters. Beide werden von der dunklen Seite der Macht in Versuchung geführt. Dann jedoch erfolgt der entscheidende Bruch: Weist Jesus den Teufel nach der dritten und letzten Versuchung abrupt von sich und verjagt ihn, so verfällt Anakin den Einflüsterungen des Kanzlers Palpatine/Darth Sidious und wird zu dessen monströsem Gehilfen Darth Vader, der die negative Figur überhaupt in den Folgen 4 bis 6 der Reihe ist und uns mit seiner mechanischen Stimme und seinem tiefen Schnauben in Angst und Schrecken versetzt hat. Wenn man mit anderen ähnlichen Retterfiguren (vgl. etwa Siegfried im Nibelungenlied oder Frodo Baggins in «Lord of the Rings») vergleicht, fällt dieser Kontrast auf: Die viel deutlichere Anlehnung an die Erlöserfigur der christlichen Religion und das abgrundtief brutale Scheitern. Quasi ein Gegenentwurf?

Heinz Angehrn

In dieser Ausgabe

Carte Blanche
Brigitte Glur-Schüpfer über verschiedene Perspektiven 475

Interview
Mit Simon Erlanger über den jüdischen Messianismus 476

Judaistik
Über den Gewinn der jüdischen Jesusforschung 478

Jüdisch-christlicher Dialog
Was den Dialog fördert 480

Bildung
Über die Bedeutung von Bildung für die Kirche von morgen 482

Chronik 483

Panorama
Die Kirche San Carlo in Negrentino bei Prugiasco TI 484

Musik
Was das Hören von Bachkantaten bewirken kann 486

City-Seelsorge
Mit Roman Rieger und Ann-Katrin Gässlein im Gespräch 488

Bruder Klaus
Dutzendfach in den Vatikanischen Archiven erwähnt 491

Lieblingsheilige
Thomas Markus Meier: Der heilige Brendan 493

Amtliche Mitteilungen 494

Anzeigen 495

Impressum 496

* Alfred Bodenheimer (Jg. 1965) ist Professor für Religionsgeschichte und Literatur des Judentums an der Universität Basel und dort seit 2010 Leiter des Zentrums für Jüdische Studien.

Verschiedene Perspektiven

Brigitte Glur-Schüpfer, Regionalverantwortliche der Bistumsregion St. Viktor, nimmt sich ein Beispiel am berühmtesten lebenden Künstler Grossbritanniens und bildet mit philosophischen Einflüssen eine Lebensauffassung.

Das Kunstmuseum Luzern zeigt aktuell die erste Retrospektive des weltberühmten Künstlers David Hockney[1] in der Schweiz. Die Werkgruppe «Moving Focus» gibt der Ausstellung ihren Namen. Der Künstler beschäftigt sich in seinem Werk immer wieder damit, wie sich mehrere Perspektiven in einem Werk vereinen lassen. Nach Hockney entspricht die Multiperspektive unserer tatsächlichen Wahrnehmung, die von verschiedenen Blickwinkeln, aber auch von Emotionen und Gefühlen geprägt ist. Mich fasziniert es, wie Hockney uns durch sein Werk eindrücklich auffordert und ermutigt, gedanklich beweglich zu bleiben und unsere Wahrnehmung bewusst zu reflektieren.
«Moving Focus» zieht sich durch sein gesamtes Leben und Werk. Der 85-jährige Hockney hat sich künstlerisch immer wieder neu erfunden und ist sich dabei anhaltend treu geblieben. Was mich an David Hockney ebenfalls stark beeindruckt, ist seine Freude am Leben und an der Schönheit der Welt. Er ist ein optimistischer Künstler, der sich mitten in globalen Krisen neugierig dem Frühling zuwendet und eine Zuversicht ausstrahlt.

Wie gelingt es uns Menschen in der sich stets verändernden und bedrohten Welt, fähig zu bleiben, wechselnde Perspektiven einzunehmen und in neuen Begebenheiten mögliche Chancen zu erkennen?
Als Christinnen und Christen auf dem synodalen Weg sind wir herausgefordert, in Bewegung zu bleiben, einen anderen Blick zu wagen und verschiedene Perspektiven einzunehmen. Es gilt «Synodalität», das Prinzip des «gemeinsamen Gehens», weiterzuentwickeln, hoffnungsvoll zu erproben, einzuüben und zu leben. «Synodalität» ist zugleich eine geistliche Haltung und eine Praxis von Teilhabe.

Vielleicht kann uns dabei die Philosophie der Aufmerksamkeit von Simone Weil (1909–1943) Hinweis sein. «Jedes Wesen ist ein stummer Schrei danach, anders gelesen zu werden.» Dieser Satz stammt von dieser französischen Philosophin, die in ihrem kurzen Leben radikal nach Wahrheit suchte und sozialpolitisches Aufsehen erregte. Sie hat in ihren Schriften den Begriff und die Praxis der Aufmerksamkeit, «Attention», dargelegt. Eng dazu gehört die Haltung des Wartens, der «Attente». Im Wesentlichen geht es dabei um einen passiven Akt, der keineswegs Gleichgültigkeit bedeutet. Es ist eine Haltung des Geistes, die nicht nimmt und nicht will, sondern in Erwartung und Offenheit annimmt. Simone Weil fordert diese Haltung der «liebenden Aufmerksamkeit» in Freundschaft und Mitmenschlichkeit, in Schule und Studium, in Gebet und Politik. «Warten ist handelnde Passivität des Denkens. Warten ist Verwandeln von Zeit in Ewigkeit», so schreibt die Philosophin.

So bedeutet Menschsein wohl in weiten Teilen, Wirklichkeiten immer wieder anders wahrzunehmen und Wahrheit zu suchen, nicht um sie zu finden, sondern um sie zu erwarten. Diese Form der «liebenden Aufmerksamkeit» kann uns helfen, innezuhalten, und uns einladen, zu verweilen. «Denn», so der Theologe und Poet Andreas Knapp, «die Sichtweise des Glaubens reicht über das Nebelfeld des Verstandes hinaus, bis in die innersten Weltenräume, wo Gott leise wohnt.»

Brigitte Glur-Schüpfer

Brigitte Glur-Schüpfer (Jg. 1964) hat in Luzern und Tübingen Theologie studiert und das Primar-Lehrdiplom erworben. Sie wirkte als Primarlehrerin und als Dozentin in der Lehrerinnen- und Lehrerbildung der Pädagogischen Hochschule und am RPI der Theologischen Fakultät in Luzern. Ihre Promotion über die Anfänge der Katholischen Frauenbewegung verfasste sie in Kirchengeschichte. Von 2015 bis 2020 arbeitete sie in verschiedenen Pfarreien als Seelsorgerin, Gemeindeleiterin und Pastoralraumleiterin. Sie war Mitglied des Synodalrates der Katholischen Landeskirche Luzern. 2020 ernannte sie Bischof Felix Gmür zur Regionalverantwortlichen der Bistumsregion St. Viktor für die Kantone Luzern, Schaffhausen, Thurgau und Zug.

[1] David Hockney, (*9. Juli 1937 in Bradford, GB) ist ein britischer Maler, Grafiker, Bühnenbildner und Fotograf. Er gilt als ein einflussreicher Künstler des 20. Jahrhunderts mit den Genre-Schwerpunkten Landschaftsmalerei und Porträtmalerei.

«Der Messias kann jederzeit kommen»

Diese Glaubensüberzeugung ist vor allem in der jüdischen Orthodoxie sehr verbreitet und lebendig. Über die Messiashoffnung und die messianische Zeit sprach die SKZ mit Simon Erlanger.

Dr. Simon Erlanger ist Historiker und Journalist. Nach Studien in Basel und Jerusalem promovierte er an der Universität Basel. Er ist Lehr- und Forschungsbeauftragter für jüdische Studien und jüdische Geschichte am Institut für Jüdisch-Christliche Forschung der Universität Luzern.

SKZ: **Alfred Bodenheimer veröffentlichte 2016 seinen dritten Rabbi -Klein-Krimi mit dem Titel «Der Messias kommt nicht».[1] Im Frühling 2022 publizierten Walter Homolka, Juni Hoppe und Daniel Krochmalnik ein Buch mit demselben Titel.[2] Herr Erlanger, inwieweit ist das Ausbleiben des Messias heute brisant im Judentum?**

Simon Erlanger: Die Messiaserwartung ist im Judentum sehr zentral. Wir erwarten den Messias. Er kann jederzeit kommen. In dieser Erwartungshaltung und Ausrichtung leben wir. Die Glaubensüberzeugung, dass der Messias jederzeit kommen kann, ist sehr verbreitet, vor allem in der jüdischen Orthodoxie – beispielsweise in der chassidischen Bewegung. Chassidische Bewegungen sind messianisch orientiert. Sie zeichnen sich aus durch eine explizite, sehr lebendige, messianische Erwartungshaltung. Sie sind messianisch im klassischen Sinn, das heisst, sie hoffen auf einen Messias in der Geschichte, welcher die Welt erlöst. Diese Hoffnung ist bei vielen orthodoxen Bewegungen im Judentum sehr konkret. So betrachten Teile der Bewegung der Lubawitscher Chassidim ihren verstorbenen geistigen Führer Menachem Mendel Schneerson (1902–1994) als personifizierten Messias. Hingegen ist die Erwartung einer messianischen Person bei säkularisierten Jüdinnen und Juden in Europa und Nordamerika wenig ausgeprägt. Sie erwarten eine messianische Zeit.

Sie sprachen von der Erwartung einer messianischen Zeit. Was ist darunter zu verstehen?

Schon beim grossen mittelalterlichen jüdischen Philosophen, Rechtsgelehrten und Arzt Moses Maimonides (1135–1204) finden Sie erstmals die Rede vom Messianismus als einem historischen Prozess.[3] Die messianische Zeit ist ein geschichtlicher Prozess der Erlösung. Dazu gehört für Maimonides die Herrschaft des göttlichen Gesetzes im wiedererrichteten Reich. In seinem Buch des Denkens heisst es: «Alle Gesetze treten wieder in Kraft, wie sie vordem waren, man bringt Opfer dar und übt Erlass- und Jobeljahre aus, ganz nach ihrem in der Tora ausgesprochenem Gebot» (Hilchot Melachim 11,1). Weiter sind Teil der messianischen Zeit der Wiederaufbau des Tempels und die Einsammlung des jüdischen Volkes aus der Diaspora. Für Maimonides ist mit der messianischen Zeit wesentlich der Messias verbunden. Er glaubte an den Messias und verpflichtete die Juden, an den Messias zu glauben. Er schrieb im ersten Glaubensartikel: «Jeder, der nicht auf ihn vertraut oder seine Ankunft nicht erwartet, verleugnet nicht bloss die übrigen Propheten, sondern die Tora und unseren Meister Mosche» (Hilchot Melachim 11,1). Den Gedanken der messianischen Zeit hat der Zionismus aufgegriffen.

Erläutern Sie uns, in welchem Zusammenhang der Zionismus und die Messiaserwartung stehen.

Das Zurückkehren ins hl. Land ist immer messianisch geprägt. Das Zurückfinden ins hl. Land gibt es nicht erst seit dem 19. / 20. Jahrhundert mit dem Zionismus. Es gab schon im 16. Jahrhundert Rückkehrbewegungen. Beispielsweise motivierte Dona Gracia Mendes, eine zum Christentum zwangskonvertierte und dann zum jüdischen Glauben zurückgekehrte Frau aus dem portugiesischen Hochadel, Juden nach ihrer Flucht vor der Inquisition, sich im hl. Land anzusiedeln. Ziel war ein autonomes jüdisches Staatswesen innerhalb des osmanischen Reiches. Sie schuf in Safed, im Norden Galiläas, ein jüdisches Gemeinwesen. Um 1550 lebten da annähernd 10 000 Jüdinnen und Juden. Neu war, dass sie mit der Rückkehr ins hl. Land angefangen haben, auch wenn der Messias noch nicht gekommen war. Nach den klassischen Messiasvorstellungen führt der Messias das verstreute Volk Israel nach Jerusalem zurück. Der politische Zionismus des 19. / 20. Jahrhunderts ist eine säkulare Bewegung. Er ist eine Antwort auf die gescheiterte jüdische Emanzipation in den Ländern Europas und die Judenverfolgungen in Osteuropa. Von 1881 bis 1924 flohen rund 2,5 Mio. Juden aus Osteuropa. Gleichzeitig spielt im Zionismus das messianische Element eine Rolle. Theodor Herzl (1860–1904) selbst wurde von vielen als Messias und auch als Prophet und Visionär inszeniert. So wurde er am Bahnhof von Wilna von den jüdischen Massen als

[1] Bodenheimer, Alfred, Der Messias kommt nicht. Rabbi Kleins dritter Fall, München 2016.

[2] Homolka, Walter / Hoppe, Juni / Krochmalnik, Daniel, Der Messias kommt nicht. Abschied vom jüdischen Erlöser, Freiburg i. Br. 2022.

[3] Zur Position Maimonides ausführlich auch unter Ebd., 132–158.

Messias empfangen. Laut dem ersten Oberrabbiner des britischen Mandats Palästina, Taw Abraham Isaak Kook, (1865–1935) war Herzl gar der «Maschiach Ben Josef», das heisst ein Vorläufer des eigentlichen Messias. Der Messias selbst muss aus der davidischen Linie stammen. Der religiöse Zionismus wiederum ist eindeutig messianisch ausgerichtet. Entweder kommt der Messias als Person oder es kommt die messianische Zeit als historischer Prozess. Der Staat Israel gilt als «Atchalta di Ge'ula», als erster Schritt zur messianischen Erlösung.

Über die Abstammungslinie hinaus, woran können Menschen den Messias erkennen?
Der Messias ist ein weltlicher und religiöser Herrscher. Er ist der gerechte König. Er eröffnet eine Periode von Frieden und Gerechtigkeit auf dieser Welt. Schwerter werden zu Pflugscharen umgeschmiedet, um ein Wort aus Jes 2,4 zu brauchen. Der Messias sammelt das in der Diaspora verstreute Volk Israel und führt es zurück ins hl. Land. Der Messias bringt Erlösung. Man erkennt jedoch den Messias erst nachher, dass er es gewesen ist. Es gab in der jüdischen Geschichte durch alle Jahrhunderte sogenannte falsche Messiasse. Es beginnt mit Theudas, der zur selben Zeit wie Jesus von Nazareth lebte. Auch Jesus wird vom Judentum nicht als Messias anerkannt. Simon bar Kochba – Sohn des Sterns – galt auch als Messias. Nach der katastrophalen Niederlage im zweiten jüdisch-römischen Krieg wurde er in der rabbinischen Literatur umbenannt zu Simon Bar Koseba – Lügensohn. Es folgte eine Reihe weiterer Messiasse. Die Erwartung eines Messias ist sehr hoch, ihn zu erkennen äusserst schwierig. Nach der klassischen Legende kommt der Messias vom Ölberg und geht durch das Tor auf den Tempelberg. Hier wird er sich offenbaren. Muslimische Herrscher sollen im 16. Jahrhundert – lange vor dem Nahostkonflikt – präventiv das Tor zum Tempelberg zugemauert und davor einen Friedhof angelegt haben. Letzteres deshalb, weil sie davon ausgingen, dass der Messias ein Priester sei. Als Priester darf er den Friedhof nicht betreten, und wenn doch, wird er unrein und kann daher nicht sein Amt als Messias antreten. Sie haben ein doppeltes Hindernis für das Kommen des Messias gebaut. Wichtig scheint mir, dass wir zwischen dem Kommen des Messias und der Endzeit unterscheiden. Das ist nicht dasselbe. In der Endzeit wird die leibliche Auferstehung stattfinden. Gott wird sein Reich aufrichten. Die mit dem Kommen des Messias anbrechende Zeit der Erlösung findet in unserer Welt statt, die auch nach seinem Erscheinen weitergeht. Aus jüdischer Sicht liegt das Grundproblem des Christentums genau darin, dass die reale Welt auch nach dem Kommen des Messias immer noch unerlöst ist.

«Essenzielles Element ist das Einsammeln des verstreuten Volkes und die Rückkehr auf Zion.»

Simon Erlanger

Inwieweit gibt es innerjüdische Kritik am religiösen Zionismus?
Ultraorthodoxe Juden üben Kritik am klassischen Zionismus, dass er nicht auf das Kommen des Messias wartet. Gleichzeitig kehren sie in grosser Zahl ins Land Israel zurück. De facto vollziehen sie den ersten Schritt der Erlösung – die Rückkehr nach Zion. Theoretisch warten sie auf die Person des Messias. Säkulare Israelis wiederum distanzieren sich von der messianischen Überhöhung des Staates und seiner Institutionen. Viele säkulare Juden haben aber aus dem Messianismus das absolute Commitment für eine Welt des Friedens und der sozialen Gerechtigkeit übernommen. Damit stimmen sie hinwiederum mit den Vorstellungen der religiös Praktizierenden überein. Insgesamt jedoch ist der Messianismus – wie schon der berühmte Historiker und Erforscher jüdischer Mystik Gerachom Scholem feststellte – sehr zentral, ob als Erwartung einer Person oder als Erwartung der messianischen Zeit. Essenzielles Element dabei ist das Einsammeln des verstreuten Volkes und die Rückkehr auf Zion. Und aus der Sicht der religiösen Zionisten hat dieser Prozess tatsächlich schon begonnen. Gott führt sein Volk zurück ins hl. Land. Fast die Hälfte aller Jüdinnen und Juden weltweit lebt heute in Israel. Das war seit der Zeit des ersten Tempels nicht mehr der Fall. In Nordafrika und im Orient gibt es nur noch wenige und kleine jüdische Gemeinwesen und auch Europa leert sich.

Ich will den Blick noch kurz auf die Liturgie richten. Wie kommt die Messiaserwartung im Gottesdienst zur Sprache?
Seit dem 16. Jahrhundert beten wir am Freitagabend das traditionelle Schabbatlied «Lecha Doi». Es besingt den Empfang des Schabbats, der Braut Schabbat. Im Lief heisst es: «Erwache, erhebe Dich aus dem Staub, trage die Kleider Deiner Herrlichkeit.» Das ist eine messianische Stelle. Das Gebet wurde vom Kabbalisten Rabbi Schlomo Ha-Levi Alkabetz in Safed (1505–1576) geschrieben. Seine Popularität verdankt das Lied der messianischen Erwartung im Kontext des Wirkens von Dona Gracia. Es gehört heute zu den wichtigsten Gebeten in der Synagoge.

Welche Impulse gibt der Messianismus der Welt über das Judentum hinaus?
Die Idee einer gerechten, harmonischen und friedlichen Welt, im Einklang mit Mensch und Natur.

Interview: Maria Hässig

Jüdischer Blick auf den christlichen Messias

Die jüdische Jesusforschung ist ein Gewinn sowohl für das Judentum als auch das Christentum. Sie eröffnet einerseits einen neuen Zugang zu Jesus von Nazareth und gibt andererseits Impulse für die Christologie.

Dr. theol. des. Martin Steiner (Jg. 1988) ist administrativer Geschäftsführer ad interim des Instituts für Jüdisch-Christliche Forschung (IJCF) der Universität Luzern. Er studierte Religionspädagogik und Katholische Fachtheologie in Wien / Jerusalem / Freiburg i. Ü. Seine Luzerner Doktorarbeit trägt den Titel «Jesus Christus und sein Judesein. Antijudaismus, jüdische Jesusforschung und eine dialogische Christologie».

Erst im nachbiblischen Judentum wird mit dem «Messias» eine endzeitliche Heilsgestalt verstanden. Dabei handelt es sich um eine Vorstellung, die bis heute in den jüdischen Strömungen weder einheitlich noch zentral ist. Anstelle der Erwartung von einem kommenden Messias trat vielfach die Hoffnung auf eine messianische Zeit. Zu viele Messiasprätendenten der jüdischen Religionsgeschichte waren Enttäuschungen. Einer der bekanntesten ist Bar Kochba, der im Aufstand gegen die Römer (132–135 n. Chr.) von Zeitgenossen als Messias bezeichnet wurde. Der Aufstand scheiterte und nach der vorangegangenen Tempelzerstörung der Römer 70 n. Chr. war dies die zweite Katastrophe für das sich gerade konstituierende rabbinische Judentum. Bar Kochba wurde hingerichtet und den Juden wurde der Zutritt in die Heilige Stadt Jerusalem verwehrt. Auch andere Messiasse enttäuschten, wie Moses al Dari (Marokko), der zu Pessach 1127 in Fès die Juden aufrief, alles zu verkaufen und sich zu verschulden, da die Endzeit anbreche. Er verschwand, die Welt drehte sich weiter und die Schulden blieben. Im 17. Jahrhundert wurde Schabbtei Zwi von dem Gelehrten Nathan von Gaza als Messias betrachtet und verstand sich auch selbst als dieser. Zwi konvertierte zum Islam. Die einen sahen dies als Abfall vom jüdischen Glauben, aus den anderen entwickelte sich u. a. die Dönme-Bewegung, eine krypto-jüdische kabbalistische Sekte, die bis heute in der Türkei besteht. Innerjüdischen Diskussionsstoff bietet auch Menachem Mendel Schneerson (1902–1994), den viele Anhänger innerhalb der jüdisch-orthodoxen Chabad-Bewegung als Messias ansehen.

Wenige jüdische Christusgläubige

Es zeigt sich in der Geschichte des jüdischen Volkes, dass sich viele Messiaserwartungen als bittere Enttäuschung entpuppten. Auch Jesus von Nazareth wird als Messias abgelehnt, obwohl dabei die Bezeichnung «Sohn Gottes» den weit grösseren Dissens im Judentum hervorruft als jene des Messias. Die Vorstellung der Inkarnation, dass der göttliche Logos Mensch wird, widerspricht der jüdischen Trennung zwischen Schöpfer und Geschöpf. Denn Gott wird nicht Geschöpf. Der Messias(gedanke) hat wie das gesamte Christentum seinen Ursprung im Judentum. Dennoch finden sich über die Jahrhunderte nur wenige Jüdinnen und Juden, die in Jesus ihren Messias sahen. Heute gibt es abgesehen vom Randphänomen der «messianischen Juden»[1], die meist keiner christlichen Kirche angehören, lediglich eine verschwindend kleine Anzahl von jüdischen Christusgläubigen in den christlichen Kirchen.

Wer bringt uns Heil und Rettung?

Diese Frage trieb das Judentum in seiner Pluralität über die Jahrhunderte um und das Christentum bot ihnen keine befriedigende Antwort. Das jüdische Volk erlitt wegen eines christlich motivierten Judenhasses Vertreibung, Verfolgung und Pogrome. Damit ist ein Grund genannt, warum auch Jesus von Nazareth nicht ihr Messias ist. Auch wenn im Judentum nie vergessen wurde, dass Jesus Jude war, so war ein antijüdisches Jesusbild aufgrund christlicher Ausgrenzungs- und Verfolgungsgeschichte dominierend. Jesus stand für etwas Fremdes und Bedrohliches, anders formuliert: Er war ein Feindbild. Natürlich gab es Ausnahmepersönlichkeiten, wie die Rabbiner Leon Modena (1571–1648), Jacob Emden (1697–1776) oder Elijah Benamozegh (1822–1900), die allesamt ein viel positiveres Jesusbild in ihren Gemeinden vermittelten, als es damals Usus war. Die Frage nach dem Heil stellte sich bei ihnen und ihren jüdischen Glaubensbrüdern nicht so wie im Christentum. Christus ist nicht ihre Antwort; jüdisch liegt sie in einem anderen Messias oder in der messianischen Zeit, letzteres zumindest so in der jüdischen Reformbewegung.

Messianische Zeit – Bruder Jesus

Im 19. Jahrhundert kam es im Reformjudentum zu einer radikalen Verneinung eines kommenden Messias. Der Hauptgrund: Die vorangegangenen Messiasprätendenten enttäuschten

[1] Siehe dazu: Steiner, Martin, Zwischen Kirche und Synagoge. Messianische Juden in Jerusalem, Wien 2019.

gegenüber ihren Ankündigungen und brachten Unfrieden und Unsicherheit in die jüdischen Gemeinden. Die messianische Zeit mit einem universalen Erlösungsanspruch trat an sie Stelle einer einzigen Erlöserfigur. Der Mitbegründer der ersten liberalen Gemeinde in Israel, Schalom Ben-Chorin (1913–1999), zeigte die unterschiedliche Bedeutung des christlichen und jüdischen Erlösungsbegriffes zusammengefasst so auf: Der christliche Erlösungsbegriff fokussiert stärker auf das Innere des Menschen, auf dessen Seele, die aufgrund der Sünde erlösungsbedürftig ist. Der jüdische Erlösungsbegriff zielt hingegen auf individuelle und kollektive Übel und ist damit universalistischer ausgerichtet. Dass nun die Welt trotz des Sühnetodes Jesu auf Golgotha unerlöst geblieben ist, spricht nach Ben-Chorin gegen den Messias Jesus. Wie andere jüdische Jesusforscher reihte er Jesus in die jüdische Religionsgeschichte ein. Er versteht ihn als Bruder und bleibt einer «geschichtlich gezogenen Demarkationslinie»[2] treu, die jüdischerseits dort endet, wo Jesus zum Messias und Sohn Gottes erkoren wird.

Ein Gewinn für den Dialog

Aus den Ergebnissen der jüdischen Jesusforschung lässt sich kein identitätsstärkendes Feindbild im Judentum ableiten, wie es etwa davor durch talmudische Darstellungen Jesu oder anhand der «Toledoth Jeshu» (Schriften, die Jesu Leben parodieren) hervorgerufen wurde. Die jüdische Jesusforschung lässt eine solche Identitätskonstruktion in Rekurs auf Jesus nicht zu, d. h. jüdische Identität kann nicht im Gegensatz zu Jesus definiert werden. Der evangelische Systematiker Christoph Schwöbel (1955–2021) nannte dies eines der «eindrücklichsten Charakteristika der jüdischen Jesusforschung, dass sie es vermocht hat, die Gestalt Jesu aus der Geschichte der christlichen Judenfeindschaft herauszulösen und ihn nicht mehr als Exponat des Anderen, sondern als Repräsentanten des Eigenen zu verstehen».[3] Auf der anderen Seite entfiel durch die jüdische Jesusforschung jene christliche Projektionsfläche, die ihn in unterschiedlicher Weise im Gegensatz zu seinem Judentum darzustellen versuchte. Als toratreuer Jude verlor die christliche Rede vom Judentum als Gesetzesreligion ihre Berechtigung und auch das Eigenbild einer ihr gegenüberstehenden Profilierung einer Gnadenreligion musste überdacht werden.

Jesus, jüdischer Christus und Gottes Sohn?

Die jüdische Neutestamentlerin Amy-Jill Levine (*1965) und der jüdisch-orthodoxe Religionsphilosoph Daniel Boyarin (*1946) geben Anstösse, Jesu Judesein sogar in christologische Debatten zu integrieren. So muss für Levine die Inkarnation des Wortes Gottes zusammen mit der Zeit, dem Ort und dem Volk gedacht werden; d. h. konkret Christologien nicht nur ontologisch zu denken. Levine verweist auf diese konkreten Bezugspunkte inkarnationschristologischer Rede, durch die sich theologisch eine Enthistorisierung des gesamten Christusereignisses verbietet und damit auch jeder Gnostizismus. Paulinisch auf den Punkt gebracht heisst dies: «Ist aber Christus nicht auferweckt worden, dann ist unsere Verkündigung leer, leer auch euer Glaube» (1 Kor 15,14). Boyarin

«Durch die jüdische Jesusforschung entfiel die christliche Projektionsfläche.»

Martin Steiner

betrachtet die Sohneschristologie sogar explizit als jüdisch, wenn er schreibt, dass der Glaube an Jesus als Gott eine neue «Variante [Lesart] des Judentums (und zwar keine deviante ‹vom Weg› abweichende Variante)» ist.[4] Seine Hauptargumentation leitet er dafür aus dem apokalyptischen Danielbuch (7,13f.) ab (ca. 161 v. Chr.). In diesem Schlüsseltext für Boyarin sind zwei göttliche Wesen zu erkennen, der «Menschen Sohn» und der «Uralte». Es ist der «Menschen Sohn», der dort göttlich und in menschlicher Gestalt dargestellt wird. Die Vorstellung der Rückkehr eines davidischen Königs, so Boyarin, mischte sich mit der Idee eines göttlichen Erlösers und diese beiden Vorstellungen verschmolzen miteinander zur Erwartung eines göttlich-menschlichen Messias. Boyarin erklärt damit, wie Juden darauf kamen, dass Jesus Gott wäre und hält fest: «Wenn Daniel die Prophezeiung ist, so sind die Evangelien die Erfüllung.»[5]

Levine und Boyarin, wie die überwiegende Zahl der Jüdinnen und Juden in Vergangenheit und Gegenwart, lehnen Jesus als Messias ab. Beide interessieren sich aber sehr für christologische Fragen. So unterstreicht Boyarin, dass die Anfänge der Christologie jüdisch sind, und Levine argumentiert dafür, die jüdische Identität Jesu inkarnationschristologisch zu berücksichtigen. Damit sei eine Rückfrage an Christinnen und Christen erlaubt: Kann von einer jüdischen Identität Jesu Christi gesprochen werden oder davon, dass der auferstandene Christus Jude ist? Was spräche dagegen? *Martin Steiner*

Artikel mit allen Literaturangaben: www.kirchenzeitung.ch

[2] Ben-Chorin, Schalom, Theologia Judaica. Gesammelte Aufsätze, 1. Bd., Tübingen 1982, 3.

[3] Schwöbel, Christoph, Jüdische Jesusforschung und die Aufgaben der Christologie – ein Gesprächsbeitrag, in: Danz, Christian u. a. (Hg.), Christologie zwischen Judentum und Christentum: Jesus, der Jude aus Galiläa, und der christliche Erlöser, Tübingen 2020, 271–290, hier 272.

[4] Boyarin, Daniel, Die jüdischen Evangelien = The Jewish Gospel. The Story of the Jewish Christ. Die Geschichte des jüdischen Christus, übersetzt von Armin Wolf, Würzburg 2015, 62. [5] Ebd. 62.

Der Glaube des Juden Jesu verbindet

Die unzeitig gestellte Frage nach Jesus und seiner Messianität behindert den jüdisch/römisch-katholischen Dialog. Wie kann er gelingen und fruchtbar werden? Christian M. Rutishauser zeigt Wege auf.

P. Dr. theol. Christian M. Rutishauser (Jg. 1965) ist Delegat für Schulen und Hochschulen der Zentraleuropäischen Jesuitenprovinz. Er studierte röm.-kath. Theologie in Freiburg i. Ü. und Lyon und promovierte in Judaistik an der Universität Luzern. Von 2001 bis 2012 war er Bildungsleiter des Lassalle-Hauses in Bad Schönbrunn ZG und von 2012 bis 2021 Provinzial der Schweizer Jesuitenprovinz. Seit 2014 ist er ständiger Berater des Heiligen Stuhls für Belange des Judentums.

Vor gut 15 Jahren leitete ich eine interreligiöse Tagung zum Profil religiöser Schulen. Was macht eine christliche Schule heute aus, was eine jüdische, was eine muslimische? Die Podiumsdiskussion dazu verlief lebhaft. Interessierte Stimmen aus dem Publikum melden sich. Auf einmal fragte eine Frau: «Herr Rabbiner, was halten sie von Jesus Christus?» Spontan reagierte Rabbiner Goldberger: «Jetzt hören sie doch endlich mit Jesus Christus auf.» Alle erstarrten, die Luft war zum Schneiden, und Goldberger war über sich selbst erschrocken. Wie konnte ihm, dem Vertreter der renommierten Noam-Schule in Zürich, eine so politisch unkorrekte Äusserung entgleiten? Ein emotional aufgeladenes Thema platzte in die Diskussion herein. Als Moderator war mir sofort klar, dass wir das Podium nicht weiterführen können. Ich lud alle ein, auf einer Metaebene zu besprechen, was vorgefallen war.

Die Agenda gemeinsam erstellen

Das Beispiel zeigt, dass Christen in ihrer Unbedarftheit zuweilen nicht verstehen können, warum Juden den, der ihnen am liebsten ist, nicht als Messias bejahen können. Es zeigt zudem, dass Jesus wie auch die Messiasfrage keine zentralen Fragen für Juden sind. Es nervt, wenn sie von christlicher Seite immer wieder darauf angesprochen werden. Im Dialog stehen andere Themen im Vordergrund: Die Auslegung der Heiligen Schrift, vor allem jene der Hebräischen Bibel, weil diese beiden Traditionen Wort Gottes ist. Es geht auch darum, wie Juden und Christen das Zueinander ihrer je eigenen Tradition sehen. Dann werden Vergleiche von patristischer Theologie und talmudischen Texten gemacht, das Synagogenjahr wird mit dem Kirchenjahr ins Gespräch gebracht, oder man beleuchtet das Verhältnis zwischen Juden und Christen in einer bestimmten Epoche. Neben den theologischen Fragen sind ethische und soziale Fragestellungen zentral, zum Beispiel was Gerechtigkeit je bedeutet und welche Impulse für die ökologische Krise von beiden Glaubensgemeinschaften ausgehen. Fragen zu Lebensanfang und Lebensende, zu Menschenbild oder zur gesellschaftlichen Bedeutung der Familie werden diskutiert. Dabei werden die Ereignisse, die die beiden Glaubensgemeinschaften begründen, vorausgesetzt, also die Herausführung der Israeliten aus Ägypten mit dem Bundesschluss am Sinai, von wo die Juden die Tora erhalten, wie auch Jesu Leben, Tod und Auferstehung, dessen Deutung im Neuen Testament als Messias die Grundlage für das Christentum darstellt. Ohne diese Voraussetzungen wäre ein Dialog nicht möglich, weil die Existenz des Andern immer schon in Frage gestellt wäre. Wer Juden zuerst auf Jesus und seine Messianität hin befragt, stellt sie in Frage, bevor überhaupt ein Gespräch begonnen hat. Genau darum hat Rabbiner Goldberger, seligen Angedenkens, so emotional reagiert.

Insofern die Messianität Jesu eine Anfrage an Juden darstellt, die eine existenzielle Antwort erfordert, kommt sie der Aufforderung nahe, sich zu Jesus zu bekennen. Sie stellt eine Form der Mission dar. Wenn Papst em. Benedikt in der Verteidigung seines Aufsatzes, mit dem er 2018 das vatikanische Dokument «Denn unwiderruflich sind Gnade und Berufung, die Gott gewährt (Röm 11,29)» kritisiert, schreibt, gegenüber dem Judentum kenne die Kirche keine Mission, sondern nur den Dialog, ob Jesus der Sohn Gottes, der Logos sei,[1] dann darf diese Frage im Dialog der jüdischen Seite nicht aufgedrängt werden. Die Agenda über das Gespräch muss von beiden Seiten in freiem Einvernehmen festgelegt werden. Dabei wird Jesus und sein Messias-Sein kein zentrales Thema sein.

Doch wohl verstanden: Die jüdische Forschung hat sich in den letzten 200 Jahren intensiv mit Jesus und Paulus auseinandergesetzt. Sie hat wahrgenommen, dass diese beiden Juden am Anfang des Christentums stehen. Walter Homolka hat in seinem Buch «Der Jude Jesus – Eine Heimholung»[2] die Stationen der jüdischen Jesusforschung nachgezeichnet. Diese untersuchte die vielfältigen Messiasverständnisse zur Zeit des Zweiten Tempels. Sie wurden der Christologie der Kirche entgegengestellt. Die Verbindungslinien der Christologie mit der jüdisch-apokalyptischen Literatur hingegen haben Forscher wie Peter Schäfer und Daniel Boyarin nachgezeichnet.[3]

[1] Joseph Ratzinger / Benedikt XVI., Nicht Mission, sondern Dialog, HerKorr 12 (2018) 14.

[2] Homolka, Walter, Der Jude Jesus. Eine Heimholung, Freiburg i. Br. 2021.

[3] Schäfer, Peter, Zwei Götter im Himmel. Gottesvorstellungen in der jüdischen Antike, München 2017; Boyarin Daniel, Abgrenzungen. Die Aufspaltung des Judäo-Christentums, Institut Kirche und Judentum, Berlin / Dortmund 2009.

Die jüdische Exegese hat gerade in den letzten Jahren wertvollste Beiträge auch zum Neuen Testament hervorgebracht.[4]

Unterscheiden lernen

Wenn die katholische Theologie heute angesichts des Judentums den Glauben an Jesus Christus formuliert, tut sie gut daran, zwei Fragestellungen zu unterscheiden, obwohl das Wort Christus ursprünglich nur die griechische Übersetzung von Messias ist: Einerseits gibt es die Christologie, die formuliert, in welchem Bezug Jesus als Messias und Sohn Gottes mit dem Gott Israels steht. Der Glaube an Jesus als den Christus muss so formuliert sein, dass der biblische, ethische Monotheismus nicht verdeckt wird, sondern vielmehr vertieft aufleuchtet. Andererseits gilt es zu verstehen, wie die ersten Jesusanhänger, oft noch Juden, Jesus als Messias geglaubt haben. Dieser Messianismus spricht darüber, wie

«Wer Juden zuerst auf Jesus und seine Messianität hin befragt, stellt sie in Frage.»

Christian M. Rutishauser SJ

die Welt durch Jesus gerechter und freier, heiler und erlöster wurde und zwar im Zusammenspiel von Gott, Mensch und seinem Gesalbten, Jesus. Messianismus und Christologie sind also unterschiedliche Dinge und sollten nicht gegeneinander ausgespielt werden. Entsprechend dieser Unterscheidung hat folgende Aussage zu Jesus bleibende Gültigkeit: Der Glaube an Jesus als den Messias/Christus trennt Juden und Christen; der Glaube Jesu, der jüdisch-messianisch war, aber verbindet beide.

Sich für eine gerechtere Welt einsetzen

So schlägt nicht die Christologie, sondern die Frage nach dem Messianismus heute die Brücke im jüdisch-christlichen Dialog. Wie können Juden und Christen gemeinsam sowie Seite an Seite für eine gerechtere und heilere Welt wirken und leben? Oft wird diese Frage von jüdischer Seite mit dem Konzept des Tikkun olam verbunden, der Wiederherstellung der Welt gemäss dem Willen Gottes. Messianisches Denken, zumal der Glaube an die Person eines göttlichen Gesalbten, spielt darin oft keine oder nur eine geringe Rolle. Juden betonen vielmehr die Verantwortung und das Tun jedes einzelnen Menschen. Christen sprechen bei dieser Frage oft von der Gnade Gottes und von Jesus Christus, da sie bei der Erlösung der Welt eine zentrale Rolle spielen. Wird im Dialog von Juden und Christen gemeinsam in die Zukunft und auf die Eschatologie geschaut, so sprechen die Christen von der zweiten Wiederkunft Jesu. Auf jüdischer Seite wird für die messianische Endzeit von den einen eine Messiasfigur erwartet, andere sprechen dem jüdischen Volk als Ganzes ein messianisches Verhalten zu und wieder andere erwarten das Kommen der Endzeit ohne Verkörperung in irdischen, menschlichen Personen.

Ein Zeichen der Treue Gottes

Die messianische Zeit ist eine erlöste und heilere Zeit. Nach jüdischem Verständnis gehört dazu die Zusammenführung des jüdischen Volkes aus der Diaspora im Land Israel. Gerade von national-religiösen Siedlern in der palästinensischen Westbank wird der Zionismus und die Errichtung des Staates Israel, obwohl dieser zunächst eine säkulare Erscheinung war, daher heute als messianisches Zeichen gedeutet. Evangelikale Christen und Christinnen teilen diese Ansicht. Sie glauben, dass Jesus Christus wiederkommt, wenn sich das jüdische Volk im Land Israel sammelt. Anders sieht es die katholische Seite: Der Vatikan verhandelt mit dem Staat Israel als Völkerrechtssubjekt und deutet Zionismus und die Errichtung des Staates Israel profangeschichtlich. Auch für die katholische Theologie stellt sich jedoch die Frage, wie die Rückkehr der Juden in ihr Land zu deuten ist, zumal durch Jahrhunderte hindurch ihre Zerstreuung in die Diaspora als Strafe Gottes verstanden wurde. Zu einer katholischen Landtheologie ist in den letzten Jahren einiges geschrieben worden, sich von evangelikalen oder jüdisch-messianischem Zionismus distanzierend.[5] Vielmehr wird von biblischen Landverheissungen oder aber von einem Anspruch ausgegangen, dass neben Christen und Muslimen gerade Juden das Anrecht haben, im Land zu wohnen und ein Gemeinwesen aufzubauen, um so umfassend wie möglich gemäss der Tora leben zu können. In der Rückkehr der Juden ins Land wird ein Zeichen der Treue Gottes gesehen, der sich das jüdische Volk gewiss sein kann. Angesichts von eschatologischer Zeitberechnungen muss der Mensch jedoch Ungewissheit aushalten.

Christian M. Rutishauser SJ

[4] Das Neue Testament – jüdisch erklärt, Stuttgart 2021; Fredriksen, Paula, Paul. The Pagan's Apostle, Yale 2017.

[5] Rutishauser, Christian, Versuche zu einer katholischen Theologie des Landes Israel, in: Theologische Quartalschrift Tübingen 201/1 (2021), 72–89; D'Costa, Gavin / Shapiro, Faydra (Hg.), Catholic Approaches to the Land and State of Israel, Washington DC 2021; Cunningham, Phil / Langer, Ruth / Svartvik, Jesper (Hg.), Enabling Dialogue about Land, Mahwah NJ 2020.

«Religiöse Biografien sind auch Bildungsbiografien»

Wo steht die kirchliche Bildungsarbeit? Welche Entwicklungen zeichnen sich ab? Diesen Fragen geht das von der Arbeitsgemeinschaft Praktische Theologie Schweiz initiierte Buch «Anders. Bildung. Kirche» nach.

Jörg Schwaratzki (Jg. 1981) ist seit 2016 Geschäftsführer Bildungsrat beim Schweizerischen Pastoralsoziologischen Institut (SPI) St. Gallen.

SKZ: **Herr Schwaratzki, was war der Grund für dieses Buch?**
Jörg Schwaratzki: Uns schienen gemeinsame Koordinaten für kirchliche Bildungsstrategien zu fehlen. Wir haben zwar Flaggschiffe wie das Theologisch-pastorale Bildungsinstitut der deutschschweizerischen Bistümer (TBI) oder das System modularer Aus- und Weiterbildungen in ForModula. Seit 2015 gibt es für die Deutschschweiz mit dem Bildungsrat so etwas wie ein Radarzentrum, das Bewegungen auf dem kirchlichen Bildungsmarkt beobachtet und steuert. Die Arbeitsgemeinschaft Praktische Theologie Schweiz wiederum hat sich den Wunsch nach einer Diskussionsgrundlage zu eigen gemacht und das Buch «Anders. Bildung. Kirche» als gemeinsames Projekt initiiert. An einem gemeinsamen Studientag mit dem Bildungsrat und anderen Verantwortlichen der kirchlichen Bildung konnte sie die Impulse bereits diskutieren. Dieses übergreifende Gespräch erzeugte hohe Resonanz und erste Koordinaten haben sich für die Zukunft gezeigt.

Was hat sich gezeigt?
Die Covid-19-Pandemie hat auch in der kirchlichen Bildung einen Digitalisierungsschub gebracht. Darauf hatten manche schon gewartet, andere waren skeptisch. Ermutigend sind deshalb Grundsatzüberlegungen, die von digitalen Formen der Partizipation auch mehr Mündigkeit erhoffen. Zugleich kreisen viele Beiträge um «reale» Begegnungen als Schatz kirchlicher Bildung: mit Randständigen, mit Kunstschaffenden, mit Figuren der Bibel. Dabei wird die Ambivalenz der kaum reflektierten Körperlichkeit in Bildungsprozessen nicht übersehen, die der Missbrauchsskandal aufdeckt. Kirchliche Bildung wird daran gemessen werden, wie sie Trends adaptiert und dabei dem Aspekt der Menschenbildung im Sinne des Evangeliums gerecht wird. Dies würde bedingen, dass alle Bildungsgefässe befreiende Erfahrungen ermöglichen, Deutungsmöglichkeiten ganzheitlich erschliessen und eine neue Praxis bereits lebendig werden lassen.

Im Vorwort steht: «Bildung ist heute eine Frage der Kirche von morgen» Wie ist sie dies?
Kirche wird in der Begegnung mit und von Glaubenden erfahrbar. Unterschiedliche Beteiligungsformen kommen zum Tragen: von distanziert-teilnehmend zu engagiert bis zu beruflich-verbindlich. Religiöse Biografien sind zu einem Teil auch Bildungsbiografien, wozu leider auch das Fehlen von Bildungsmomenten zählen kann. Aber was Menschen in der Kirche suchen, geht nicht allein in Bildung auf. Zudem geschieht Beteiligung nicht kontinuierlich oder durchgetaktet wie eine Schullaufbahn, sondern häufig punktuell oder fokussiert auf einen bestimmten Aspekt. Deshalb benötigt die Kirche professionelles Personal, das Menschen zu unterschiedlichen Lebenszeitpunkten zur Begegnung mit Gott anleiten kann. Die Kirche im Wandel ist darauf angewiesen, dass unterschiedliche Bildungswege stärker aufeinander bezogen sind und dadurch «mehr» Kirche ermöglichen. Bildung, Pastoral-, Personal- und Kirchenentwicklung können visionäres Potenzial entfalten, wenn sie zusammengedacht werden.

Was für eine berufliche Aus- und Weiterbildung der Seelsorgenden ist hierfür angesagt?
Mit und parallel zur Publikation ist die Erfahrungs- und Praxisorientierung kirchlicher Bildungsangebote in den Mittelpunkt der Diskussion gerückt. Wer zielgerichtet Erfahrungen ermöglichen soll, muss selbst welche gemacht und reflektiert haben. Darauf könnten neue Ausbildungsformate aufbauen, indem die Lernenden unter Begleitung partizipativ und selbstgesteuert, projektbezogen und experimentell an kniffligen Problemstellungen des Berufsfelds arbeiten. Dies kann an einem Praxisort in einer Pfarrei oder in einem Laboratorium geschehen.

Wo können sich Menschen kirchlich jetzt schon anders bilden?
Unser Buch reflektiert exemplarisch die Arbeit in der offenen Kirche Bern und der Diakoniearbeit, in der geistlichen Begleitung und dem Bibliodrama. Auch zur religiösen Bildung in Familie, Theologie und Berufsbildung gibt es neue Blickwinkel. Sicherlich gibt es noch weitere Experimente und Labore. Ein vertiefter Blick würde sich lohnen.

Interview: Maria Hässig

Das ganze Interview unter: www.kirchenzeitung.ch

«Anders. Bildung. Kirche. Eine Publikation der Arbeitsgemeinschaft Praktische Theologie Schweiz». Herausgegeben von Arnd Bünker, Christoph Gellner und Jörg Schwaratzki. St. Gallen 2022. ISBN 978-3-906018-26-3, CHF 27.–. www.spi-sg.ch

Chronik

Bedeutende kirchliche Ereignisse schweiz- und weltweit vom 14. bis 27. Oktober 2022: *(red.)*

KIRCHE SCHWEIZ

150 Jahre Pfarrkirche Vevey

14.10.: Die katholische Pfarrei in Vevey feiert bis zum 16. Oktober den 150. Jahrestag der Einweihung der Kirche «Unserer Lieben Frau von der Verkündigung». Das am 10. Oktober 1872 geweihte Gebäude ist ein aussergewöhnliches Zeugnis der Schweizer Neugotik und wurde vom Walliser Architekten Emile Vuilloud (1822–1889) erbaut.

Im Amt bestätigt

19.10.: Die Gemeinschaft der Benediktinerinnen des Klosters St. Johann in Müstair GR bestätigt durch Wiederwahl die Priorin Aloisia Steiner in ihrem Amt.

Adoray-Festival in Zug

20.10.: Zahlreiche Jugendliche und junge Menschen treffen sich zum Adoray-Festival in Zug. Das Festival dauert bis zum 23. Oktober und steht unter dem Motto «Mut zur Entscheidung».

Abschiedsgottesdienst von Bischof Lazzeri

23.10.: Das Bistum Lugano verabschiedet den zurückgetretenen Bischof Valerio Lazzeri mit einem Festgottesdienst in der Kathedrale von Lugano.

KIRCHE WELTWEIT

Papst empfängt Leiter der Weltsynode

14.10.: Papst Franziskus empfängt den Synoden-Generalsekretär Kardinal Mario Grech und den Generalrelator Kardinal Jean-Claude Hollerich zum Gespräch.

Papst verlängert synodalen Prozess

16.10.: Papst Franziskus gibt nach dem Angelusgebet auf dem Petersplatz bekannt, dass der weltweite synodale Prozess der katholischen Kirche um ein Jahr verlängert und die Weltbischofssynode in zweifacher Sitzung tagen wird. Die Weltbischofssynode wird im Oktober 2023 und im Oktober 2024 über die Ergebnisse des weltweiten Konsultations- und Beratungsprozesses beraten.

Neuer Berater für Selig- und Heiligsprechungen

17.10.: Papst Franziskus ernennt den Präsidenten der katholischen Gemeinschaft Sant'Egidio, Marco Impagliazzo, zum Berater in historischen Fragen für das Dikasterium für Selig- und Heiligsprechungen. Impagliazzo ist Professor für Zeitgeschichte an der staatlichen, 1992 gegründeten römischen Universität «Roma Tre».

Vatikanische Museen

17.10.: Die Sektion «Anima Mundi», eine ethnologische Abteilung der Vatikanischen Museen, gibt drei antike Mumien an Peru zurück. Sie wurden im Völkerkundemuseum «Anima Mundi» aufbewahrt.

Neues Mitglied in der Finanzaufsichtsbehörde

21.10.: Papst Franziskus beruft Giuseppe Boccuzzi in die Aufsichts- und Finanzinformationsbehörde des Vatikans. Boccuzzi ist ausserordentlicher Professor an der Universität von Cagliari und lehrt «Banking Crisis Management» sowie an der G.-Marconi-Universität von Rom im Rahmen des Masterstudiengangs «Business Administration».

Abkommen um weitere zwei Jahre verlängert

22.10.: Der Heilige Stuhl und die Volksrepublik China verlängern das vorläufige Abkommen über die Ernennung von Bischöfen um weitere zwei Jahre. Das Abkommen wurde am 22. September 2018 geschlossen und am 22. Oktober 2020 erstmals verlängert. Es sieht eine gemeinsame Ernennung von Bischöfen durch den Papst und die chinesischen Behörden vor, wobei der Papst die letzte Entscheidung trifft.

Internationales Friedenstreffen in Rom

23.10.: Das von der katholischen Basisgemeinschaft Sant'Egidio geförderte diesjährige internationale Friedenstreffen «Der Schrei nach Frieden – Religionen und Kulturen im Dialog» beginnt. Das Treffen mit Vertretern und Vertreterinnen verschiedener Religionen und aus dem Bereich Kultur dauert drei Tage.

25.10.: Papst Franziskus nimmt im Rahmen des internationalen Treffens am Friedensgebet der Religionen im römischen Kolosseum teil. Er unterzeichnet mit weiteren Religionsvertretenden den «Friedensappell von Rom». Dieser wird zum Abschluss des internationalen Friedenstreffens feierlich verlesen.

Neuer Lehrstuhl an der Gregoriana

24.10.: Die Schweizer Guido-Fluri-Stiftung ermöglicht die Errichtung eines neuen Lehrstuhls am Institut für Anthropologie an der Päpstlichen Universität Gregoriana. Vorrangiges Ziel des neuen Lehrstuhls ist es, internationale und interdisziplinäre Studien nach wissenschaftlichen Standards zu fördern und eine angemessene Evaluation der Wirksamkeit von Präventions- und Interventionsmassnahmen anzuregen.

Weltsynode – Start der kontinentalen Phase

27.10.: Kardinal Jean-Claude Hollerich, Hauptberichterstatter der Weltsynode, stellt zusammen mit weiteren Personen die Synthese der ersten Phase des weltweiten synodalen Prozesses vor. Die 45-seitige Synthese trägt den Titel: «Mach den Raum deines Zeltes weit» (Jes 54,2). Die Vorstellung des Dokuments leitet die kontinentale Phase ein. Sie dauert bis April 2023. In dieser Phase soll die Synthese in den synodalen Prozess der Ortskrichen zurückfliessen und dort Grundlage eines weiteren «Prozesses des Zuhörens, des Dialogs und der Unterscheidung» sein.

Marienkrönung in der Südapsis.

West- und Südseite mit Eingang.

Malereien an der Südwand.

(Bilder: Denise Imgrüth)

Trennbogen zwischen Nord- und Südschiff.

Einsam und schön

Die romanische Kirche San Carlo in Negrentino bei Prugiasco ist nicht nur kunsthistorisch sehr bedeutsam, sondern weist auch eine spezielle Geschichte auf.

Wer gerne wandert und den Blick auf die Berge im weiten Bleniotal schätzt, wird begeistert sein, ebenso auch Kunstinteressierte. Diese Kirche, eine der bekanntesten im Tessin, ist ein guter «Kunde» der Inländischen Mission.
Die Ortschaft Prugiasco, 16 km nördlich von Biasca, gehört seit 2004 zur politischen Gemeinde Acquarossa und liegt auf der westlichen Seite des Flusses Brenno. Obwohl Prugiasco im Bleniotal liegt, gehörte dieses Dorf politisch bis 1803 zum Militärbezirk von Chiggiogna in der Leventina. Dies diente der Sicherung des Nara-Passübergangs westlich von Prugiasco in die Leventina, der wichtig war und früher viel begangen wurde. Die hier vorzustellende Kirche ist der östliche Vorposten dieses Passes. San Carlo ist am einfachsten über den Weiler Leontica vom grossen Parkplatz über eine elegante moderne Fussgängerbrücke erreichbar. Wer es lieber steiler mag, wählt den Fussweg von Prugiasco her. Der Kirchenschlüssel kann in Restaurants in Leontica oder Acquarossa abgeholt werden.

Von San Ambrogio zu San Carlo

Die 1224 erstmals erwähnte Kirche Sant'Ambrogio vecchio im Weiler Negrentino oberhalb von Prugiasco ist eines der bedeutendsten Beispiele romanisch-lombardischer Architektur in der Schweiz. Sie war wahrscheinlich ab dem 14. Jahrhundert Pfarrkirche. Der Weiler Negrentino war aber seit 1682 nicht mehr bewohnt. Deshalb wurde die Kapelle San Rocco in Prugiasco abgerissen und dort eine neue Pfarrkirche erbaut. Sant'Ambrogio von Negrentino wurde 1702 zur Kapelle zurückgestuft und auf Karl Borromäus umgewidmet, da die neue Pfarrkirche im Tal das Ambrosius-Patrozinium übernahm.

Architektur

Die zweischiffige Anlage gehört zu den nicht seltenen voralpin-lombardischen «Pseudo-Doppelapsiden»: Die kleine Kirche besteht aus einem rechteckigen geosteten Saal mit einer leicht eingezogenen Apsis (gegen Ende des 11. Jahrhunderts), der später um einen gleichartigen, aber etwas kleineren Saal auf der Südseite erweitert wurde. Der Raum weist eine flache Holzdecke auf, wie dies bei mittelalterlichen Bergkirchen üblich war.

Ein hoher und schlanker alleinstehender Glockenturm erhebt sich auf der Nordseite der Kirche, der vielleicht zur gleichen Zeit erbaut wurde wie der südliche Teil der Kirche. Die drei Turmwappen – der Urner Stierenkopf und die zwei Leventina-Wappen mit dem Kreuz und der nicht mehr erkennbaren Figur des hl. Ambrosius, weisen auf die frühere politische Zugehörigkeit der Gegend zur Leventina hin.

Die Wandmalereien

Die glatten Wände der beiden Schiffe und Apsiden wurden mit Andachtsbildern und privaten Votivbildern ausgeschmückt. Diese Bilder entsprechen den ikonografischen Traditionen des Frühmittelalters. Das älteste romanische Fresko – verschieden datiert und gedeutet – erstreckt sich über die Westwand des nördlichen Saales und stellt Christus als Erlöser dar, der von den zwölf Aposteln umgeben wird. Das Bildprogramm der grösseren Apsis auf der Ostseite stammt aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und zeigt den segnenden Christus mit den vier Evangelisten. Darunter sind Märtyrerinnen und Märtyrer abgebildet. Die Malereien der südlichen Apsis sind ganz der Jungfrau Maria gewidmet. Die Nordwand des älteren Kirchenteils enthält eine Reihe von Votivbildern, ebenso die gegenüberliegende Südwand. Die meisten Fresken wurden im 15. Jahrhundert angefertigt, einerseits durch die im Tessin und in Graubünden tätige Familie Seregnesi, andererseits durch Antonio da Tradate und seiner Werkstatt, die bis zu Beginn des 16. Jahrhunderts besonders aktiv waren. Diese wenigen Bemerkungen können den ungeheuren Bilderreichtum der Kirche nicht einfangen, eine Besichtigung lohnt sich deshalb umso mehr.

Die Hilfe der Inländischen Mission

San Carlo in Negrentino ist, was Restaurierungen betrifft, kostenintensiv und somit die zuständige kleine Pfarrei überfordert. Deshalb führte die Inländische Mission 1997 und 2016 Sammlungen zugunsten der wundervollen Kirche durch – glücklicherweise mit gutem Erfolg.

Urban Fink-Wagner

Dr. theol. et lic. phil. Urban Fink-Wagner (Jg. 1961) studierte Geschichte, Philosophie, Theologie und Kirchenrecht in Freiburg i. Ü. und Rom. Er arbeitete als Sekretär von Weihbischof Dr. Peter Henrici sowie als Geschäftsführer einer NPO und war über viele Jahre Redaktionsleiter der SKZ. Seit 2016 ist er Geschäftsführer des katholischen Hilfswerks Inländische Mission. Weitere Informatioen unter www.im-mi.ch

Trost und Kraftquelle in Zeiten von Trauer

Johann Sebastian Bachs Kantaten, auch jene zu Tod und Sterben, werden stets gerne gehört. Weshalb sind sie so beliebt? Was ist ihnen inne? Oliver Stens beleuchtet, was das Hören der Kantaten bewirken kann.[1]

Dr. theol. Dr. phil. Oliver Stens (Jg. 1971) studierte Theologie in Paderborn und Bochum und Caritaswissenschaften in Freiburg i. Br. Er promovierte 2005 in Theologie an der Univesität Freiburg i. Ü. und 2011 in Philosophie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Er war von 2008 bis 2021 Spitalseelsorger und Pfarrer im GZO Spital Wetzikon, in der Privatklinik Bethanien und im Stadtspital Waid Zürich. Seit 2022 ist er Spitalseelsorger im Gesundheitszentrum für das Alter Gehrenholz Zürich und neu Pfarrer in Kollbrunn.

Musik kann Emotionen hervorrufen, verstärken und verändern. Mithilfe der Musik können grosse Gefühle dargestellt werden. So gesehen gehört Musik zu den anthropologischen Grundkonstanten. Da Tod und Sterben emotional die extremsten Momente darstellen, die in einem Menschenleben jemals erfahren werden, kann auf Musik als Ausdrucksform kaum verzichtet werden. Der Gestaltungsreichtum der grossen Gefühle um Tod und Sterben hat in zahlreichen Kantaten Bachs seinen Ausdruck gefunden, um an dieser Stelle einige exemplarisch zu nennen: BWV 4 – Christ lag in Todesbanden; BWV 8 – Liebster Gott, wenn wird ich sterben; BWV 60 – O Ewigkeit, du Donnerwort; BWV 82 – Ich habe genug; BWV 106 – Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit; BWV 127 – Herr Jesu Christ, wahr' Mensch und Gott.

Da besonders in der Barockzeit der Tod etwas Alltägliches und den Menschen gegenwärtiger war, als es heute der Fall ist, fand die musikalische Auseinandersetzung mit dem Tod ihren Platz – auch und vor allem in den sonntäglichen Gottesdiensten. Die Musik erklang sowohl zur Ehre Gottes als auch zum Bekenntnis des Glaubens und zum Zweck der Katharsis derer, für die sie bestimmt war.

Emotionen artikulieren

Dass Musik tröstet, hilft, therapiert, das wusste schon Martin Luther, der sie sogar als Geschenk Gottes an die höchste Stelle nach der Theologie setzte. Sie mache die Seelen fröhlich, verjage den Teufel, erwecke Freude und darüber würden Zorn, Begierden und Hochmut vergehen. Musik, Melodien und Texte können persönlichen Gefühlslagen Ausdruck und Tiefe verleihen; sie können auch Erinnerungen an verstorbene Angehörige wecken – Erinnerungen an gemeinsam erlebte Stunden. Musik kann bei den Hörenden eine Katharsis bewirken: Sie kann zum Weinen verhelfen, kann Tränen erzeugen, die Verkrampfung lösen, sie kann Trauer Ausdruck verschaffen, diese kanalisieren, gestalten und vielleicht bändigen. Musik und Texte können Menschen, die Ähnliches erlebt haben, im gemeinschaftlichen Hören miteinander verbinden. In der Erfahrung einer solchen gemeinsamen Lebens- und Leidenswirklichkeit können sich Trauernde besser verstanden und in ihren emotionalen Tiefen erreicht und gehalten fühlen.

Den Fragen Raum geben

Johann Sebastian Bach versuchte Sterben, Tod und Vollendung musikalisch klanglich auf seine ihm eigene Weise auszudrücken. Er stellte sich mit seiner Musik in den Dienst des Predigens, das auch ein Predigen über Sterben, Tod und Vollendung sein konnte. Dies geschah einerseits in Form von Kantaten zu bestimmten Sonn- oder Festtagen im Kirchenjahr oder kasual – wie beispielsweise zu Trauerfeiern. Viele Kantaten von Johann Sebastian Bach setzen sich mit dem Thema Tod und Sterben auseinander, vertonen Tod und Sterben. Mit anderen Worten: Weder verdrängen die Kantaten die Fragen um den Tod noch verharmlosen sie sie. Sie haben nicht den Anspruch, das unlösbare Rätsel des Todes zu lösen, sondern sie möchten dazu anleiten, Fragen zu dem grossen Thema Tod und Ewigkeit Raum zu geben und im Sinne des memento mori zu bedenken.

Seine Kantaten zum Thema Tod und Sterben bringen die Gefühlswelten der Menschen von Trauer und Angst zur Sprache. Sie können dazu verhelfen, Leid und Trauer zuzulassen, auszuhalten und schliesslich zu bewältigen. Sie geben in einer sterblichen Welt voller Schicksale, Not, Tragik und Bedrängnis dem Menschen die Möglichkeit, Trauer und Leid durch und mit Musik zu formulieren. Trauer und Leid werden so zur Sprache gebracht; die Kantaten verdrängen insofern nicht die Nöte und Sorgen der Menschen. Sie begleiten den Menschen musikalisch in seiner Suche und seiner Sehnsucht nach Sinn und weisen auf neue gute Lebensmöglichkeiten hin, was sich stellenweise in eine befreiende und ausgelassene Freude verwandelt. Insofern können sie dazu verhelfen, persönliche Krisen, seien sie noch so schwer, in einem neuen, positiven Licht zu sehen; sie können dazu anregen, dass der Mensch wieder an seine eigenen Lebensmöglichkeiten glaubt und somit neue Lebensenergie und neuen Lebensmut gewinnt.

[1] Der Text des Artikels wurde in Teilen übernommen aus: Stens, Oliver, Der vertonte Tod. Eine praktisch-theologische Untersuchung der Kantaten Johann Sebastian Bachs zum Thema Tod und Sterben, Ostfildern 2012, 241–247.

Hoffnung stärken

Diese Kantaten greifen die Todesfurcht des Menschen sehr klar und deutlich auf und spiegeln damit verbunden etwas im Grunde genommen nicht Auslöschbares im menschlichen Denken, Fühlen und Empfinden. Sie bleiben allerdings nicht einfachhin bei der Formulierung der Todesfurcht stehen, sondern sie stärken die Hoffnung auf und den Glauben an die Rettung und Erlösung. Ein Mensch mit einer solchen Spiritualität sehnt sich vielleicht danach, näher bei Gott – im übertragenen Sinne – schon im Hier und Jetzt bei Gott zu sein und erfährt damit verbunden eine Kraft aus dem Glauben an die Auferstehung Christi. Dadurch wird ihm schon jetzt Gottes tröstende Menschenfreundlichkeit und Menschenliebe zuteil und er gelangt zu einer spirituellen Kraft, die Ängste, Sorgen und Verzweiflung verringert oder sogar ganz eliminiert. Die Kantaten nehmen die menschliche Sehnsucht nach einer befreienden Erlösung mit auf einen Klang-

«Die Kantaten wollen dem Geheimnis Gott suchend auf die Spur kommen.»

Oliver Stens

weg und lassen in diesem Zusammenhang vielleicht auch eine gewisse Todesnähe spüren. Sie versuchen aber in erster Linie die wesentlichen Aussagen der Heiligen Schrift auszulegen, so nämlich, dass gewissermassen diese vergängliche, leidende und unvollkommene Welt den Tod sozusagen nötig hat, um von ihm befreit zu werden, um schliesslich eine Verwandlung in eine neue Welt zu erfahren. In diesem Sinne möchten sie die befreiende Botschaft des Evangeliums, dass Gott allein Leben ist und dem Menschen Leben in Fülle verspricht, musikalisch verkünden. Die Bachschen Kantaten zum Thema Tod und Sterben bieten für die Erfahrung von Trauer, Leid und Not keine Erklärung oder Rechtfertigung, erst recht nicht durch ein statisches theologisches System. Ganz im Gegenteil wollen sie dem Geheimnis Gott suchend auf die Spur kommen, indem sie Erfahrungen von Leid, Trauer, Angst und Not vor Gott tragen. In der zunächst schmerzhaften Erfahrung des Zweifels und der Verzweiflung entsteht schliesslich der Versuch, Gott als die Ursache für alles zuzulassen und aus diesem Grund ihn wiederum um Hilfe zu bitten. Diese Wandlung der Stimmung kommt in den Kantaten insofern zum Ausdruck, indem sich Gott dem Menschen durch das tröstende, heilende und befreiende Wort der Zusage zuwendet.

Zum Glauben hinführen

Zur Zeit Bachs war die dienende Funktion der Musik im Verhältnis zur Religion selbstverständlich. Es ging um gottesdienstliche Musik. Abendmusiken oder Kirchenkonzerte mit geistlicher Vokalmusik, wie heutzutage üblich und geschätzt, fanden damals nicht statt. Die Sonn- und Festtagsgottesdienste waren in der Folge des Kirchenjahres regelmässig und lückenlos mit Kantatenmusik zu versehen. Jeder Sonntag, jeder Festtag hatte durch das Evangelium seine eigene Prägung. Die Verankerung der Kantate im Gottesdienst war unerlässlich: Sie hatte eine Auslegung des Evangeliums durch die Musik zu geben, die Predigt im Anschluss durch die Wortverkündigung.

Die Kantaten Johann Sebastian Bachs sind einerseits Vergangenheit, andererseits sind sie – heutzutage musiziert, gesungen und gehört – zugleich Gegenwart. Die interessante und herausfordernde Frage, was den heutigen Menschen mit den Kantaten Bachs verbindet oder ihn von ihnen trennt, kann nicht letztgültig beantwortet werden. Aber vielleicht ist es das, was von Bach zu erfahren ist und was seine Musik auch heute noch so attraktiv macht: Glauben nicht als Behauptung, sondern als dynamisches und lebendiges Geschehen, das in der Musik vergegenwärtigt und predigthaft musiziert wird. Gerade das ist wiederum die grosse Kunst: Ein Hinführen und Hineinführen in ein Verstehen, obgleich hier nur ein anfängliches Verstehen des eigentlichen Rätsels gemeint sein kann – des Todes. Gemeint ist ein Verstehen, das aus einem prozesshaften Memento mori in der Zeitlichkeit erwächst, worum ja der Psalmist bittet: «Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden!» (Psalm 90,12). Dazu möchten die Kantaten – auch heute noch – einladen. Insofern ist dieses musizierend-textliche Sprechen und Singen von Tod und Sterben heute durchaus rezipierbar, denn es nimmt den Menschen ernst in seiner Lebens- und Leidenswirklichkeit, in seiner Furcht, seiner Angst und seiner Hoffnung. Und in diesem Sinne möchten die Kantaten Bachs zum Thema Tod und Sterben auch wieder zum Nachdenken einladen und anregen – vielleicht an diesen Novembertagen um so mehr.

Oliver Stens

Hörempfehlung

«Bach. Ich habe genug. Cantatas BWV 32, 82 & 106.» Johann Sebastian Bach interpretiert von Dunedin Consort und John Butt. Linn Records, 2021.

«Das Team war der Schlüssel zum Erfolg»

Seit fünf Jahren gibt es im Lebensraum St. Gallen die City-Seelsorge.[1] Die SKZ sprach mit Ann-Katrin Gässlein und Roman Rieger über die Entstehung und die Entwicklungen sowie über Tops und Flops.

SKZ: **Herr Rieger, wie kam es zur Schaffung der City-Seelsorge?**

Roman Rieger (Jg. 1978) ist katholischer Theologe. Er ist Leiter der Pastoralen Arbeitsstelle und der City-Seelsorge der katholischen Kirche im Lebensraum St. Gallen. (Bild: zvg)

Roman Rieger (RR): Während Jahren beschäftigte sich die Pastoral und die Kirchgemeinde St. Gallen mit der lebensraumorientierten Seelsorge (LOS). Die Anerkennung, dass die Kerngemeinden immer kleiner werden und Kirche in anderen Lebensräumen präsent sein muss, machte uns klar, dass es neue pastorale Wege braucht. Bereits 2009 wurde der Grundsatzentscheid gefällt, Personalressourcen für solche Wege aus den Pfarreien umzulagern. Die erste Idee, vielen Seelsorgerinnen und Seelsorgern ein Kleinpensum von fünf bis zehn Prozent z. B. für Männerarbeit, Kultur, Flüchtlingsarbeit, mobile Seelsorge usw. zu geben, scheiterte kläglich. Kaum jemand stellte sich zur Verfügung, weil die Personen keine anderen Aufgaben hätten abgeben können. Dieser Misserfolg war ein sehr wichtiger und wertvoller Lernschritt: Wir haben Mindestpensen von 50 Prozent geschaffen und die angestellten Personen in ein Team integriert – das stellte sich später als richtige und wichtige Entscheidung heraus. Um die territorialen Seelsorgerinnen und Seelsorger von der Idee zu überzeugen, wurden vier konkrete Aufgabenbeschreibungen für folgende Ressorts vorgelegt, die 2017 besetzt wurden: Kultur und Bildung, Spiritualität und neue Gottesdienstformen sowie mobile City-Seelsorge zu je 50 Prozent und die Flüchtlings- und Migrationspastoral zu 70 Prozent.

Frau Gässlein, damals standen Befürchtungen im Raum, dass sich City-Seelsorge und traditionelle Pfarreiseelsorge konkurrenzieren könnten. Wie hat sich dies entwickelt?

Ann-Katrin Gässlein (AG): Von Konkurrenz spricht jetzt, nach fast fünf Jahren, niemand mehr. Es gibt aber Überschneidungen, und es ist gut, diese auch zu benennen. Einerseits fühlen sich Mitglieder der Kerngemeinden auch von den Programmen der Cityseelsorge angesprochen, engagieren sich dort freiwillig und kommen zu entsprechenden Veranstaltungen. Da gab es schon hin und wieder Ängste. Heute sehen die meisten, dass die Arbeit des Cityteams in erster Linie Entlastung bedeutet – weil wir uns um Bereiche kümmern, für die immer zu wenig Zeit und Energie blieb. Wir haben jetzt viel Erfahrung mit der Öffentlichkeitsarbeit, von der auch unsere Kolleginnen und Kollegen in den Pfarreien profitieren. Sie sehen, dass wir z. B. mit den «neuen Spiritualitäts- und Gottesdienstformen» wirklich Menschen erreichen, die sonst auf kirchlicher Distanz bleiben würden. Auf der anderen Seite sind die meisten in unserem Team auch in der territorialen, pastoralen Arbeit tätig. Wir kennen Abdankungen, Religionsunterricht, Firmvorbereitung oder Jugendarbeit. Das ist hilfreich, um die Kolleginnen und Kollegen zu verstehen und gegenseitig Wertschätzung zu zeigen.

Ann-Katrin Gässlein (1981) ist katholische Theologin und Religionswissenschaftlerin. Sie arbeitet an der Professur für Liturgiewissenschaft an der Universität Luzern sowie in der City-Seelsorge in St. Gallen. (Bild: zvg)

Für Sie war dies ein spannendes Projekt, in dem Sie neu aufbauen konnten, ohne viel Rücksicht auf traditionelle Strukturen zu nehmen. Zeigen sich heute schon Trends ab, wohin die Reise gehen wird?

RR: Diese Beobachtung teile ich voll und ganz! Die Entlastung von traditionellen Strukturen wie der treibende Rhythmus des Kirchenjahres, wöchentliche Gottesdienste oder die Forderungen der schrumpfenden Kerngemeinde wirkt sehr befreiend. Sie schafft einen weiten Raum für Innovation und Kreativität. Das Team war in den vergangenen fünf Jahren der Schlüssel zum Erfolg. Die Pflege der gemeinsamen Spiritualität, die gegenseitige Wertschätzung und das vernetzte Denken über das eigene Ressort hinaus waren entscheidend. So waren Einzelerfolge immer auch Teamerfolge und wurden von aussen auch so wahrgenommen. Doch auch Scheitern spielt eine zentrale Rolle und soll mit einer Failabration[2] gefeiert werden. Denn nur wer scheitern darf, kann mu-

[1] Mehr Informationen zur Cityseelsorge St. Gallen unter www.kathsg.ch/cityseelsorge

[2] Failabration ist ein Wortspiel aus den englischen Worten fail = Scheitern und celebration = Feier. Um mutiges Ausprobieren zu fördern, werden Misserfolge im Team gefeiert. Anschliessend kann ein nächstes Projekt angegangen werden.

tig experimentieren. Weiter organisieren und realisieren wir alles mit Freiwilligen oder Partnern. Wir haben keine eigenen Räume, die wir dauerhaft betreiben, sondern nutzen die Räume unserer kirchlichen und nichtkirchlichen Partner. Wir evaluieren unsere Arbeit laufend und selbstkritisch. So waren folgende Projekte Flops: Predigtgespräch in der Beiz, Theatergottesdienst – in Luzern klappts, hier nicht –, Trostweihnachten, zweite Runde Krippenwege nach Corona, BrotgeDanken und Jahreszeitenritual. Tops hingegen waren: Beim Namen nennen[3], Pop-up-Store Stadtwald[4], Grusswerkstatt, Podiumsgespräch im KinoK, Aschekreuz to go, Schwimm-/Velokurs, Living Stones, WaldGwunder, St. Nikolaus in der Altstadt, interreligiöse Bettagsfeier, Deutschkonversation, Wiborada 2021/22, Coronabibel und KostBar im öffentlichen Raum.

Welche Erfahrungen haben Sie mit der von der Pastoraltheologie vermuteten These, dass sich Menschen heute nicht mehr längerfristig binden bzw. engagieren lassen?

AG: Eine längerfristige Bindung – wie man sie vor hundert Jahren aus der Zeit des Milieukatholizismus kannte – ist nicht unser Ziel und wäre zudem unrealistisch. Natürlich knüpfen wir an Bindungen an: An positiven Erfahrungen, die Menschen vielleicht früher mit der Kirche gemacht haben, oder an grundsätzlichen Haltungen von Menschen, die sich dort engagieren möchten, wo es ihren Werten entspricht. Wir arbeiten projektorientiert und das bedeutet: Jedes Mal kann es zu neuen Kooperationen und Allianzen kommen. Jedes Mal haben wir die Chance, mit einer neuen Person in Kontakt zu treten. Das ist nicht nur anstrengend, sondern auch befreiend. Für uns alle ist es wichtig, diesen Menschen eine positive Erfahrung mit der Kirche zu vermitteln. Das kann beitragen, Klischees über «die Kirche» zu revidieren.

Zum Schluss: Was sagen Sie zur wohl schlimmsten Krise unserer Kirche seit nun bald 20 Jahren, den nicht enden wollenden Berichten über sexuelle Übergriffe und Missbrauch durch Kleriker?

AG: Die Sache ist sehr komplex. Die Berichte und Gutachten über sexuelle Übergriffe erstrecken sich über eine sehr lange Zeit, und vieles, was jetzt über Vorfälle in den 1960er- oder 1980er-Jahren zu Tage tritt, wird – gerade in den Medien – umstandslos «der Kirche an sich» angelastet. Die Vorwürfe treffen die heutigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die das Thema «Nähe und Distanz» sehr ernst nehmen und sich entsprechend weiterbilden – auch weiterbilden müssen! Im Gegensatz zum Staat, der mit Hinweis auf andere Zeiten oder andere Parteien einfach ein neues Gesetz verabschieden und sich distanzieren kann, bleibt in der Kirche alles ewig hängen. Dazu haften wir Katholikinnen und Katholiken stets welt-

Beim Namen nennen

Am Weltflüchtlingstag 2022 führten wir zum zweiten Mal die interreligiöse Aktion «Beim Namen nennen – 48 647 Opfer der Festung Europa» durch. Mit verschiedenen Aktivitäten am Wochenende nahmen viele Leute Anteil am Schicksal der Männer, Frauen, Kinder, Babys, die, beim Versuch nach Europa zu flüchten, gestorben sind. Wir lasen in einer 24-Stunden-Gedenkfeier in der evangelisch-reformierten Kirche St. Laurenzen St. Gallen ihre Namen und benannten die Umstände ihres Todes. So machten wir ihr Schicksal der Öffentlichkeit sicht- und hörbar. An mehreren Orten schrieben Freiwillige die Namen der Verstorbenen auf schmale weisse Stoffstreifen – einerseits als stiller Protest und anteilnehmender Ausdruck einer tief verwurzelten Güte in den Menschen, und andererseits als stiller Ausdruck einer kollektiven Anerkennung, dass wir immer noch nicht das sind, was wir sein sollen: eine Menschheitsfamilie, wo das Leid des einen zum Schmerz und Leid des anderen wird, und ein Ausweg gesucht wird. Diese Stoffstreifen wurden als Mahnmal an Schnüren an der Fassade der Laurenzenkirche angebracht.

Chika Uzor erzählt: «Lehrpersonen, Schülerinnen und Schüler, Pfarreien und Moschee, Einzelpersonen und Familien schickten diese beschrifteten Namenstreifen ein. Ich leerte alle in die Schalen hinein. Mir stockte der Atem. Welch eine Menge! Tausende! Unsichtbar drängten sie gesehen und gehört zu werden, ihr Namen, ihre gemeinsame Sehnsucht nach Schutz und Leben. Emsig versuchten Freiwillige dem Drängen nachzukommen. Und an der Kirchenfassade wuchsen sie in die Höhe. Ein unübersehbares Heer hoffnungsvoller Menschheit! Sie klagen uns nicht an. Nein. Sie möchten uns anspornen, an einer menschlicheren Welt hart und unablässig weiter zu schaffen, jede und jeder an seinem / ihrem Ort. Und wenn wir das Unsere getan haben, machen wir, wie es ein Freiwilliger in der Nachtstunde tat: Voller Ehrfurcht stand er barfuss und las bedächtig die Namen der Verstorbenen in die leere Kirche hinein, Gott, dem Schöpfer, ans Herz. So legt er, wie alle anderen Lesenden, die Hoffnung dieser Menschen, unsere eigene Ohnmacht, unser ungeteiltes Ja zum Leben eines jeden Menschen Gott in die Hand.»

Chika Uzor, Flüchtlings- und Migrationsseelsorger

[3] Siehe dazu www.kathsg.ch/beimnamennennen oder auch Kasten rechts.

[4] Siehe dazu auch www.stille.sg

WaldGwunder

Was sich im englischsprachigen Raum schon seit einigen Jahrzehnten einer grossen Beliebtheit erfreut, fasst nun auch bei uns langsam Fuss: An mehreren Orten entstehen seit Kurzem «Forrest Churches». In St. Gallen hatte Pfarrer Uwe Habenicht von der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Straubenzell 2018 mit einer «Waldkirche» begonnen und 2019 sind wir von der Cityseelsorge in dieses Projekt mit eingestiegen. Dabei hat sich ein spannender Weiterentwicklungsprozess ergeben, der zu einem grossen Teil vom Engagement Freiwilliger getragen wurde. Sie liessen sich begeistert auf das Projekt «Kirche im Wald» ein. Es wurde ausprobiert und das spirituelle Experimentierfeld Wald erkundet. Ein Waldkirchentag diente der Reflexion der bereits gemachten Erfahrungen; eine Architektur der neuen Waldkirche wurde entwickelt, die uns bis heute als liturgisches Grundgerüst dient, und ein neuer Name wurde gefunden, der auch Kirchenfernen die Option bieten sollte, sich darauf einzulassen. Und «WaldGwunder» war geboren!

Unter freiem Himmel und in der Natur Gott auf der Spur sein. Erfrischend anders Glauben leben – spirituell, inspirierend, naturverbunden! Das ist WaldGwunder – unser St. Galler Forrest-Church-Format. Unsere Hoffnung ist, dass WaldGwunder eine spirituelle Heimat für diejenigen werden kann, die das Göttliche ausserhalb traditioneller kirchlicher Formen suchen und es leichter draussen im Wald finden als drinnen im Kirchenraum. Dazu treffen wir uns einmal zu jeder Jahreszeit an einem Samstagvormittag im Wald. Eine wichtige Grundhaltung besteht darin, dass wir nicht einfach das im Wald machen, was wir auch im Kirchenraum machen könnten. In verschiedensten Stationen suchen wir nach den Möglichkeiten, die uns nur der Wald und die Natur bieten, um Leben und Glauben spirituell zu vertiefen. Uns ist es dabei wichtig, unser Menschsein auf ganz unterschiedlichen Ebenen anzusprechen: meditativ, handwerklich, erzählend, haptisch, poetisch, experimentierfreudig, theologisch oder philosophisch. Die Erfahrungen, die die Einzelnen dabei machen, kann bei WaldGwunder immer auch in der Gemeinschaft reflektiert werden. So bleiben wir nicht nur auf der individuellen Ebene verhaftet. Glaube braucht das Du – auch im Wald.

Matthias Wenk, Ressort Spiritualität/neue Gottesdienstformen

weit: Eine negative Schlagzeile aus dem Erzbistum Köln wirkt sich direkt auf unsere Arbeit in St. Gallen aus! Die Wut und die Frustration speisen sich aber auch aus dem Umstand, dass die tiefer liegenden Ursachen der Misere – der Klerikalismus, das Pflichtzölibat, die Diskriminierung von Frauen, die (Un-)Kultur der Intransparenz und Vertuschung – nicht wirklich angegangen werden. Diese Verantwortung ist direkt der kirchlichen Leitungsebene anzulasten, vor allem der weltweiten. In anderen Organisationen wäre der Druck schon längst so hoch, dass die Leitung zurücktreten müsste, um Raum zu schaffen für eine Neuaufstellung. Mitsprache und Mitwirkung aller katholischer Gläubigen wäre ein Gebot der Zeit. In der Schweiz sind wir eigentlich auf einem guten Weg, aber auch bei uns ist zu wenig Mut für wirkliche Veränderung, wirkliches Aufräumen spürbar.

RR: Eine unserer Freiwilligen ist selber von einem schweren sexuellen Missbrauch durch einen verstorbenen Priester aus dem Bistum St. Gallen betroffen. Trotzdem engagiert sie sich noch heute für die Kirche und auch für die Cityseelsorge. Zusammen mit ihr und unterstützt durch die Fachgremien des Bistums St. Gallen haben wir den Anlass «Missbrauch in der Kirche – die City-Seelsorge hört zu» vorbereitet und durchgeführt. Ich empfehle allen pastoralen Teams, das Thema Missbrauch in der Kirche aktiv anzugehen, im Idealfall in Zusammenarbeit mit Betroffenen aus der Region oder der Interessengemeinschaft für Missbrauchsbetroffene im kirchlichen Umfeld. Es führt kein Weg an einer gründlichen Aufarbeitung und an der Auseinandersetzung mit dem geschehenen Leid vorbei! *Interview: Heinz Angehrn*

Zwei weitere Beispiele unter www.kirchenzeitung.ch

An der «KostBar» können sich Passantinnen und Passanten über das Aschekreuz informieren. *(Bild: zvg)*

Prophetin des Friedens in Zeiten des Krieges

Lorenzo Planzi hatte die Möglichkeit, einen Blick in die Vatikanischen Archive des Zweiten Weltkriegs und der Heiligsprechung von Bruder Klaus zu werfen. Er nimmt aus der Lektüre Impulse für die Kirche von heute.

Während der Krieg nach Europa zurückgekehrt ist, gedenkt die Schweiz des 75-jährigen Jubiläums der Heiligsprechung von Bruder Klaus (1417–1487) im Jahr 1947. Zwischen dem Tod und der Heiligsprechung im Jahr 1947 sind 460 Jahre verstrichen. Warum dauerte es so lange? Dank Papst Franziskus wurden kürzlich die Archive des Pontifikats von Pius XII. (1939–1958) für die Forschung geöffnet. Was sagt also das Archiv? Und was verraten die Quellen aus dem Zweiten Weltkrieg über Bruder Klaus?

Frieden versus Kriegshaltung

Schon vor seinem Tod war Bruder Klaus vom Volk als der «lebende heyligi» verehrt. Aus seiner Zelle im Ranft ist Bruder Klaus Zeuge einer Kirche, die aufeinander hört, einer Kirche, die im «Namen Jesu» hinausgeht. Niklaus suchte den Frieden mit Gott und so konnte er Ratgeber dafür sein, den Frieden zu suchen. Aber warum dieses lange Warten auf die Heiligsprechung? Nach dem Tod von Bruder Klaus setze die Kirche in der Schweiz ihre Hoffnungen auf den Walliser Kardinal Matthäeus Schiner. Er war in Rom einflussreich und stand Papst Julius II. nahe. Im Jahr 1511 wurde er Kardinal. Ein Jahr später stand derselbe Schiner an der Spitze der Schweizer, die die Franzosen gewaltsam aus Mailand vertrieben. Dies war die Stunde des Triumphs für die kriegerische Politik von Julius II. Doch wie wir aus vatikanischen Quellen erfahren, hat Schiner in der römischen Kurie keinen Finger gerührt, um die Heiligsprechung von Bruder Klaus zu unterstützen. Aber warum? Der Theologe Charles Journet stellte sich im Jahr 1947 die gleiche Frage: Der Grund dafür ist, «dass die politische Haltung von Schiner und den Eidgenossen in zu krassem Gegensatz zu den Empfehlungen von Nikolaus stand».

Zwei Wunder und eine Dispens

Für die ersehnte Heiligsprechung von Bruder Klaus haben sich die Schweizer im Laufe der Jahrhunderte immer wieder eingesetzt. Und die Seligsprechung erfolgte 1649. Wir wissen jedoch, dass die Ritenkongregation für eine Heiligsprechung drei Wunder verlangt. Die Quellen im Vatikan berichten von zwei mysteriösen Heilungen, die Bruder Klaus Ende des 19. Jahrhunderts in der Freiburger Landschaft zugeschrieben wurden. Aber die Heilungen wurden nicht als Wunder anerkannt. Die Wunder, die für Bruder Klaus den Ausschlag gaben, doch noch heiliger Nikolaus zu werden, waren schliesslich die Heilungen von zwei jungen kranken Frauen im Solothurner Land. Es handelt sich um Ida Jeker aus Büsserach, die 1937 durch das Berühren des Bruderklausengewandes in Sachseln geheilt wurde. Die zweite Frau war Bertha Schürmann aus Egerkingen, die 1939 bettlägerig Niklaus von Flüe anrief und infolgedessen geheilt wurde.

Es ist interessant zu sehen, wie die Kirche auf die Gemeinschaften der beiden geheilten Frauen hörte, um zu überprüfen, ob es sich wirklich um Wunder handelte. Im Archiv gibt es Aufzeichnungen über alle Interviews mit Priestern, Ärzten, Krankenschwestern, Familien, Nachbarn, anderen Frauen und Männern, die um ihre Meinung gebeten wurden. Die entscheidende Frage, die ihnen gestellt wurde, lautet «Ist es wirklich ein Wunder?» Die Antworten der Männer, von einigen Ärzten bis hin zum Pfarrer einer der Geheilten, sind zögerlich. Zur Genesung von Bertha Schürmann bemerkt der Arzt Isidor Büttiker: «Ich ziehe es vor, kein Urteil über die Art der Genesung abzugeben.» Und der Pfarrer von Ida Jecker, Pater Raphael Hasler, glaubte nicht an das Wunder und schrieb sogar einen kritischen Brief an Papst Pius XII. Alle Frauen, die befragt wurden, meistens Bäuerinnen – stellten aber fest, dass das Wunder echt war und dass die Gemeinde es auch glaubte. Selbst die reformierte Krankenschwester Ida Christen bemerkte: «Meiner Meinung nach war die Heilung ein Wunder. Ich dachte: Wenn der Mensch glaubt und betet, hilft ihm Gott.» Die Stimmen dieser Frauen waren für die Heiligsprechung von Bruder Klaus entscheidend, sogar prophetisch.

Wie wir aus den Archiven erfahren, bestätigt die Sitzung der Ritenkongregation am 14. März 1944 die beiden Wunder. Des Postulator Paul Maria Krieg (1890–1984), Schweizergardekaplan, schrieb an den Apostolischen Nuntius in Bern Filippo Bernardini (1884–1954): «Der Heilige Vater

Dr. phil., lic. theol. Lorenzo Planzi (Jg. 1984) promovierte in Zeitgeschichte an der Universität Freiburg i. Ü. und erhielt sein Lizenziat in Theologie an der Gregoriana in Rom. Für den SNF koordiniert er ein Projekt zur Geschichte der Beziehungen zwischen der Schweiz und dem Hl. Stuhl in den Jahren 1873–1920. Er ist Habilitand und Lehrbeauftragter an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Ü.

hat nicht nur die beiden vorgetragenen Wunder anerkannt, sondern auch eine Dispens für das dritte erteilt. Als der Papst mich nach der Sitzung in Audienz empfang, war er sehr freundlich und erlaubte sich, nach Literatur über unseren Seligen zu fragen und seine Freude über das Ergebnis auszudrücken.»
Ein umfangreiches Dossier in den Vatikanischen Archiven ist auch der Haltung des Bundesrates zur Heiligsprechung gewidmet. Um skeptischen Stimmen im Protestantismus entgegenzukommen, entsandte der Bundesrat den Vizepräsidenten Enrico Celio (1889–1980) nur in privater Funktion nach Rom. Der Heilige Stuhl schien zunächst irritiert. Bei einem vertraulichen Gespräch in Bern zwischen dem Nuntius und dem reformierten Bundesrat Max Petitpierre (1899–1994) machte dieser jedoch deutlich, dass die Regierung über die Teilnahme von Vizepräsident Celio an der römischen Heiligsprechung «erfreut und zufrieden sei». Bundesrat Celio und seine Frau

«Die Kirche von Bruder Klaus ist dazu berufen, einer Welt im Krieg Frieden zu bringen.»

Lorenzo Planzi

sowie die Frau des Bundespräsidenten Philipp Etter (1891–1977) wurden so schliesslich von Pius XII. empfangen. Während der Privataudienz ging hervor, dass der Zweite Weltkrieg eine entscheidende Rolle für die Heiligsprechung spielte. Aber es zeigt sich, so könnte man heute hinzufügen, dass auch die Kirchengeschichte zu diesem Schritt nun endlich bereit war. Die sich selbst als kriegerisch verstehende Kirche, wie sie für die Zeit von Kardinal Schiner typisch war, wich – während der beiden Weltkriege – einer Kirche, die den Frieden prophezeite, die Demokratien hoch achtete und die Wunden des Krieges heilte.

Prophet des Friedens und Landesvater

Schon während des Ersten und vor allem während des Zweiten Weltkrieges wurde Bruder Klaus zu einer Identifikationsfigur für eine Schweiz, die von einem Europa im Krieg umgeben war. Am 19. Dezember 1938 schrieb der Nuntius Bernardini einen Brief an Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli, der einige Monate später Papst Pius XII. werden sollte. Der Nuntius erzählt, dass Niklaus eine wichtige Rolle bei der geistlichen Verteidigung der Schweiz spielt. Der Name Bruder Klaus taucht dutzendfach in den Vatikanischen Archiven des Zweiten Weltkriegs auf. Aus Bern berichtet Bernardini von den Pilgerfahrten nach Sachseln, die sich in Kriegszeiten vervielfachten. Und der Nuntius zögert nicht, ihn einen «Propheten des Friedens» in einem Europa im Krieg zu nennen.
Aber wenn wir einen Schritt weitergehen, können wir von der hagiografischen Perspektive zur ekklesiologischen übergehen. Es ist in der Tat die gesamte katholische Kirche, die, inspiriert von Bruder Klaus und seiner Mission, prophetisch wird. Ein Beispiel aus der Quelle betrifft das Priesterseminar St. Luzi in Chur. Es handelt sich um ein Dossier aus dem Jahr 1939 mit dem Titel «Seminaristen und Mobilisierung». Nur einen Monat nach Ausbruch des Krieges schrieb Kardinal Giuseppe Pizzardo an den Nuntius: «Ich möchte wissen, ob die Bischöfe angesichts des schmerzlichen Umstandes, dass die Mehrheit der Studenten der Seminare der Schweiz derzeit in der Armee ist, einige allgemeine Massnahmen ergriffen haben, um sicherzustellen, dass diese Seminaristen so gut wie möglich unterstützt werden.»
Bezeichnend ist die Antwort des Bischofs von Chur Laurenz Matthias Vincenz (1874–1941) vom 26. Oktober 1939. Aus dem Brief geht hervor, dass 26 Studenten des Priesterseminars mobilisiert wurden. Und dann erzählt der Bischof, dass die in Chur verbliebenen Seminaristen gemeinsam die schöne Idee hatten, monatlich einen Rundbrief an die Theologen im Militärdienst zu schicken. Der Bischof fügte das erste Rundschreiben vom 25. Oktober bei. Der Feldbrief Nr. 1 der «St.-Luzi-Post» beginnt mit dem Bild und dem Friedensgruss von Bruder Klaus: «Der Nam Jesus sy üwer Gruoss». Und der Feldbrief geht weiter: «Mit Bild & Wort des viellieben Landesvaters grüssen wir, Professoren & Alumnen von St. Luzi, euch, liebe Mitalumnen im feldgrauen Wehrkleid!»
Die Verbindung zwischen dem 15. und dem 20. Jahrhundert besteht darin, dass die Kirche von Bruder Klaus dazu berufen ist, einer Welt im Krieg Frieden zu bringen. In beiden Epochen inspiriert Bruder Klaus endlich eine Kirche, die prophetisch, synodal und hinausgehend ist. Denn die Kirche, in der Bruder Klaus lebte und die noch Jahrhunderte später inspiriert, ist eine Kirche, die hinausgeht, um Frauen und Männern «im Namen Jesu» zu begegnen und ihre Wunden zu heilen.

Lorenzo Planzi

Der spirituelle Sindbad der Seefahrer

Es gibt viele Schutzpatrone, die von Seefahrern angerufen werden. Einer davon ist der heilige Brendan. Er ist der Lieblingsheilige von Thomas Markus Meier.

So Ende Primar- oder Anfang Bezirksschule las ich Paolo Brennis Lebensbeschreibungen christlicher Vorbilder und war tief beeindruckt. Bei einigen bin ich mir sicher, bei anderen weiss ich nicht mehr, ob mich die Erinnerung täuscht oder ob ich die Namen anderswoher hatte. Jahre später jedenfalls kam im Lehrerseminar die nicht nur rühmliche Rolle der kirchlichen Hierarchie in Nazi-Deutschland zur Sprache. Und ich besann mich an Brennis Bericht über Clemens August Graf von Galen. Es gibt auch Gegenbeispiele, konnte ich gegensteuern. Es gibt Alternativen. Heilige eben.

Als in der Redaktionskommission die Idee aufkam, seinen Lieblingsheiligen vorzustellen, war meine Wahl rasch klar: Keines der Vorbilder aus meiner Jugendzeit. Zumal einige mittlerweile auch schmählich demontiert worden waren; allerdings weiss ich, wie gesagt, nicht mehr, ob der berühmte und berüchtigte «Speckpater» auch schon von Brenni beschrieben worden war. Auch dünken mich Heiligsprechungen heutzutage mehr und mehr aus der Zeit gefallen, inflationär und verpolitisiert. Wie sich aus dem weissen Dominikanerhabit einst die weisse Soutane des Papstes entwickelte, könnte ich mich durchaus mit einer neuen Tradition anfreunden: dass Päpste nämlich aufhörten, ihre Vorgänger gleichsam weisszuwaschen und heiligzusprechen. Zumal Menschen, Vorbilder, heute auch ohne Segen von oben beeindrucken. Umstrittene Figuren hingegen bleiben wohl auch nach einer Seligsprechung kontrovers diskutiert.

Heilige sind anders, hatte ich bei Paolo Brenni gelernt, und konnte damit bei Bedarf gegensteuern, in andere Gewässer fahren. Heute sehe ich manche Untiefen der Kirchengeschichte zwar anders, weniger verklärt wie im jugendlichen Idealismus – aber in anderes Fahrwasser kommen kann ja auch heissen, sich durch Sturm und Gegenwind aufrütteln lassen. Heilige Frischluft, die den Kopf durchlüftet.

Unruhigem Gewässer setzte sich auch der heilige Brendan aus. Historisch gibt es den irischen Abt Brendan aus dem 6. Jahrhundert. Er zählt zu den zwölf Aposteln Irlands. Wirkmächtiger aber wurden seine zahlreichen Legenden, berühmt die «Navigatio Sancti Brendani». Mit zwölf Gefährten bricht er auf, navigiert, richtet sich aus nach den Verheissungen für ein seliges, alternatives Leben. Eine erste Ausfahrt mit lederbespannten Schiffen scheitert, denn zielführend sei es nicht, auf Kosten toter Tiere vorwärts zu kommen. Erst Holzschiffe führen weiter. Ein Heiliger nicht auf Anhieb, sondern in mehreren Anläufen sozusagen. Das spirituelle Abenteuer, sich Wind und Wellen auszusetzen, auch mal bewusst ohne zu steuern, treibend, das wird dann zum Bild für einen Aufbruch, wo nicht von Anfang an klar ist, was erreicht werden kann und was nicht. Die Sehnsucht steuert, es gibt keine Seekarte mit Verboten und Stopp-Schildern.

Apropos Seekarten: Von Brendan scheinbar entdeckte Inseln wurden lange in nautischen Karten verzeichnet und einfach immer weiter westwärts eingezeichnet, wo die Realität anderes zeigte. Fiktive, literarische Inseln also fanden den Weg in Seekarten zum Gebrauch, Wegleitungen übers Wasser. Eine «gespunnene Idee» gibt den Weg vor. Heilige kennen keine Denkverbote.

Im Bild links sehen wir einen Ausschnitt der Weltkarte des osmanischen Admirals Piri Reis von 1513. Sie zeigt die vielleicht berühmteste Episode von Brendans Fahrten: Die Ostermesse auf dem Rücken eines Walfischs. Brendan: ein spiritueller Sindbad der Seefahrer. Ein Abenteurer, der dem Undenkbaren nicht ausweicht. Der ins Ungewisse segelt. Sich nicht einmauert im Ist-Zustand. Nicht träumt vom Zurück ins Früher. Brendan, ein Heiliger des Aufbruchs. Unterwegs bleiben statt erstarren. Neuland für die Kirche. Segel setzen, wenn die Geistkraft weht.

Thomas Markus Meier

(Kartenausschnitt: Bodelian Library, University of Oxford 2020)

Dr. theol. Thomas Markus Meier (Jg. 1965) arbeitet als Pastoralraumleiter der Pfarrei St. Anna Frauenfeld, ist Präsident des Diözesanverbandes Basel des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks und Mitglied der Redaktionskommission der SKZ.

In der Serie «Lieblingsheilige» berichten die Redaktorinnen und die Redaktionskommissionsmitglieder der SKZ in loser Folge über ihre Lieblingsheiligen.

Amtliche Mitteilungen

BISTUM BASEL

Ernennungen

Diözesanbischof Felix Gmür beauftragte (Missio canonica) per 01.11.:

- *Dominik Bucher-Adamek* als Gemeindeleiter der Pfarrei St. Mauritius Berg TG im Pastoralraum Thurgau Mitte;
- *Dominik Bucher-Adamek* als Pfarreiseelsorger in der Pfarrei Johannes der Täufer Weinfelden TG im Pastoralraum Thurgau Mitte.

Im Herrn verschieden

Anton Ming, em. Pfarrer, Aarau AG, verstarb am 10. Oktober. Am 10. April 1946 in Lungern OW geboren, empfing der Verstorbene am 16. Juni 1973 in Ruswil LU die Priesterweihe. Nach der Priesterweihe diente er als Vikar von 1973 bis 1977 in der Pfarrei Maria Königin Langenthal BE und von 1977 bis 1982 in St. Paul Luzern. Als Pfarradministrator wirkte er von 1982 bis 1983 in der Pfarrei St. Franz Xaver Münchenstein BL. Von 1983 bis 1988 war er Pfarrer der Pfarrei St. Martin Pieterlen BE. Danach war er von 1988 bis 1993 Pfarrer der Pfarrei St. Konrad Grosswangen LU. Von 1994 bis 2005 wirkte er als priesterlicher Mitarbeiter mit Pfarrverantwortung im damaligen Seelsorgeverband Entfelden-Schöftland. Gleichzeitig diente er in der Klinik Barmelweid in Barmelweid AG von 1994 bis 2001 als Spitalseelsorger. Danach war er Pfarrer der Pfarrei St. Martin Entfelden AG von 2005 bis 2009. Von 2009 bis 2010 diente er in den Pfarreien St. Martin Entfelden AG und Heilige Familie Schöftland AG als mitarbeitender Priester. Seinen Lebensabend verbrachte er in Aarau AG. Der Beerdigungsgottesdienst fand am 19. Oktober in der Pfarrkirche in Schüpfheim LU statt.

Kommunikationsstelle der Diözese

BISTUM CHUR

Diakonenweihe

Am Samstag, 15. Oktober, weihte Diözesanbischof Joseph Maria Bonnemain in der Kirche St. Martin in Buochs folgenden Priesteramtskandidaten zum Diakon:

- *Ernst Niederberger*, Mariä Empfängnis in Davos.

Ernennungen

Diözesanbischof Joseph Maria Bonnemain ernannte:

- *Mathew Kurian Vazhakapara* zum Pfarrer der Pfarrei S. Gions in Disentis/Mustér.

Beauftragung

Diözesanbischof Joseph Maria Bonnemain beauftragte zur Mitwirkung am Seelsorgedienst:

- *Diakon i. Wj. Ernst Niederberger* in der Pfarrei Mariä Empfängnis in Davos Platz mit dem Pfarrrektorat hl. Herz Jesu in Davos Dorf.

Bischöfliche Kanzlei Chur

ORDENSGEMEINSCHAFTEN

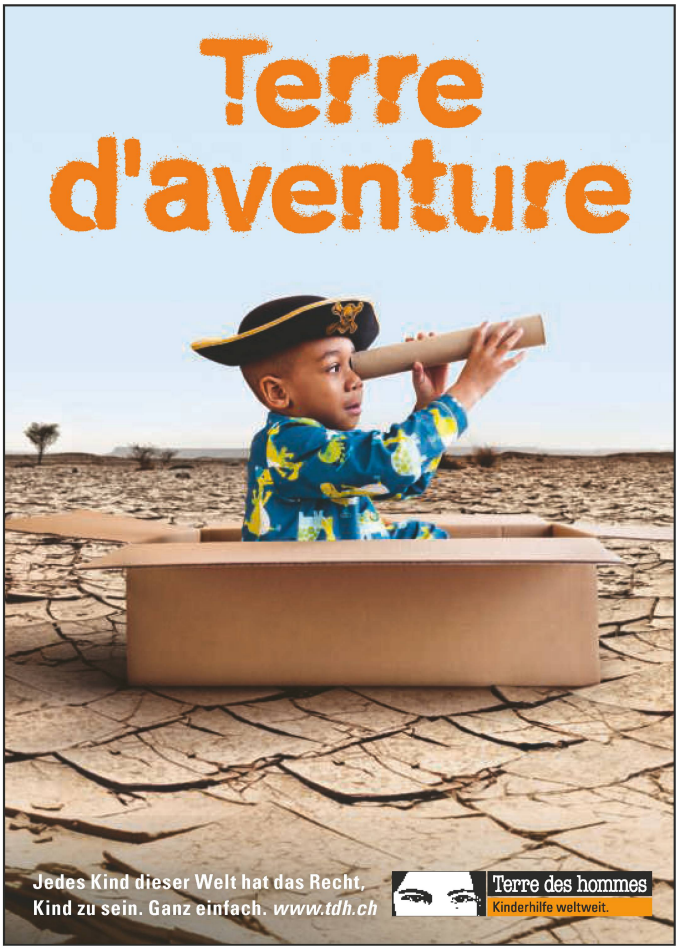
Ilanzer Dominikanerinnen
Wahlen

Anlässlich des Generalkapitels der Ilanzer Dominikanerinnen wurde am 13. Oktober im Kloster Ilanz die neue Ordensleitung gewählt. Generalpriorin bleibt wie bisher Sr. Annemarie Müller (58). Zu Generalrätinnen wurden gewählt: Sr. Brigitte Hobi (69), neu; Sr. Maria José de Sousa Brito (51), bisher; Sr. Monika Hüppi (64), bisher. Gemäss Statuten der Ordensgemeinschaft sind die Amtszeiten auf sechs Jahre festgelegt. Eine Wiederwahl ist möglich, beim Amt der Generalpriorin aber nicht unbegrenzt.

Das Generalkapitel als Wahlgremium setzt sich zusammen aus Schwestern, die in der Gemeinschaft leitende Ämter innehaben, und aus jenen Schwestern, die als Delegierte von den Mitgliedern der Ordensgemeinschaft ins Kapitel gewählt wurden. Das Generalkapitel ist die oberste Instanz der Ordensgemeinschaft. Es tritt alle drei Jahre zusammen, hat Wahlbefugnis, berät und entscheidet über Sachgeschäfte jeweils für die nächsten drei Jahre. Die Generalpriorin mit ihrem Rat ist das ausführende Organ und legt dem nächsten Generalkapitel einen Rechenschaftsbericht vor.

1865 wurde das Kloster Ilanz vom Bündner Priester Johann Fidel Depuoz gegründet. 1894 schloss sich die Gemeinschaft dem Dominikanerorden an. Die Schwestern dehnten ihre soziale Tätigkeit rasch aus nach Österreich, Deutschland, China (1920), Brasilien (1952), Taiwan (1954) und die Philippinen (1998). Zurzeit leben 106 Schwestern in Ilanz, Brasilien und Taiwan. Bild der neuen Ordensleitung: www.kirchenzeitung.ch. Informationen über das Kloster: www.klosterilanz.ch

Medienstelle der Ilanzer Dominikanerinnen



Ihr Stelleninserat in der

SKZ Schweizerische Kirchenzeitung

Beratung/Kontakt: Telefon 041 318 34 85 oder per E-Mail: inserate@kirchenzeitung.ch

Für 340 Franken Aufpreis zusätzlich online auf kath.ch

www.kirchenzeitung.ch

Katholische Kirche im Lebensraum St. Gallen /
Seelsorgeeinheit Alte Konstanzerstrasse

Infolge Pensionierung der bisherigen Stelleninhaberin sucht der Verwaltungsrat des Zweckverbandes der Seelsorgeeinheit zur Ergänzung des Pastoralteams ab Januar 2023 oder nach Vereinbarung eine/n

Mitarbeiter*in im Pastoralteam (50–80 %)

Die Seelsorgeeinheit Alte Konstanzerstrasse umfasst die Pfarreien Wittenbach, Häggenschwil und Muolen mit rund 4500 Katholik*innen. Sie ist einerseits in Wittenbach, angrenzend an die Stadt St. Gallen, eher städtisch geprägt, in den Landpfarreien Häggenschwil und Muolen klar dörflich.

Wir suchen zur Ergänzung unseres Teams und zur Weiterentwicklung der Pastoral in unserer Seelsorgeeinheit eine kontaktfreudige, initiative Persönlichkeit, die gerne mit den verschiedenen Mitarbeitenden, den Räten und Vereinsgruppen, das kirchliche Leben aktiv mitgestalten möchte.

Aktuell suchen wir vor allem für das Projekt der Erstkommunion und für das Erteilen von Religionsunterricht auf der Unterstufe eine Person.

Weitere Aufgaben können wir gerne im Austausch mit dem Pastoralteam definieren.

Möglichkeiten bieten sich in den folgenden Bereichen an:
- Projekte im Bereich «Lernort Kirche»
- Religionsunterricht auf der Mittelstufe
- Ausbau der Familienpastoral in ökumenischer Zusammenarbeit
- Seniorenseelsorge
- Firmweg 18

Sie bringen mit:
- Eine vom Bistum St. Gallen anerkannte Ausbildung
- Kommunikative und teamfähige Persönlichkeit
- Freude am Glauben, Bereitschaft zur Zusammenarbeit und an der Arbeit mit verschiedenen Generationen

Wir bieten:
- Anstellung und Besoldung nach den Richtlinien des Kath. Konfessionsteils des Kantons St. Gallen
- spannendes und abwechslungsreiches Tätigkeitsfeld
- die Chance, Verantwortung zu übernehmen und selbständig zu arbeiten

Für Auskünfte stehen Ihnen sehr gerne Teamkoordinator Christian Leutenegger (071 298 30 65) oder der Personalverantwortliche des Zweckverbandes Herr Walter Keller (077 423 15 18) zur Verfügung.

Wir freuen uns auf Ihre schriftliche Bewerbung bis spätestens 20. November 2022 an:

Zweckverband Seelsorgeeinheit Alte Konstanzerstrasse, Herr Walter Keller, Brumenau 103, 9300 Wittenbach SG oder per Mail an: kellerbrumenau@gmail.com

Impressum

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge sowie amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Erscheint zweiwöchentlich, jeweils donnerstags (an Feiertagen freitags), Doppelnummern im Juli, Oktober und Dezember

Druckauflage: 2000 Expl., beglaubigt: 1674 Expl.

Anschrift/Redaktion
Arsenalstrasse 24
6011 Kriens LU
Tel. 041 318 34 97
redaktion@kirchenzeitung.ch
www.kirchenzeitung.ch

Leitende Fachredaktorin
Dr. Maria Hässig (mh)

Produzentin/Geschäftsführerin
Brigitte Burri (bb)

Herausgeber
Die Bischöfe von Basel, Chur und St. Gallen

Herausgeberkommission
Die Generalvikare:
Dr. Markus Thürig (Solothurn)
Jürg Stuker (Chur)
Guido Scherrer (St. Gallen)

Redaktionskommission
Pfr. Heinz Angehrn, Präsident (Malvaglia TI)
Dr. Thomas Markus Meier (Obergösgen SO)
Silvia Balmer Tomassini (Buchs AG)
Pfr. Ernst Fuchs (Sachseln OW)

Abonnemente
Einzelnummer CHF 9, Doppelnummer CHF 15 (exkl. Versand), Jahres-Abo Inland CHF 169 (Ausland CHF 199), Online-Abo CHF 139 (nur E-Paper, kein Print), Jahres-Abo Studierende CHF 98 (Ausland CHF 128), Kennenlern-Abo (4 Ausgaben) gratis, 5er-Jahres-Abo (für Institutionen) CHF 591, Gönner-Abo ab CHF 199.

Abonnenten erhalten Zugriff auf das Digitalangebot der SKZ (E-Paper; weiterführende Artikel, Dossiers, Archiv) unter der Adresse www.kirchenzeitung.ch

Abo-Service
Tel. 041 318 34 96
abo@kirchenzeitung.ch

Inserate-Service
Tel. 041 318 34 85
inserate@kirchenzeitung.ch

Druck und Verlag
Brunner Medien AG, Kriens
www.bag.ch

Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Für einverlangtes Material gehen alle Rechte an die Herausgeber über. Die Wiedergabe von Beiträgen (Print und Online), auch auszugsweise, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Amtliche Mitteilungen verantwortet die publizierende Institution.

AZA
CH-6011 Kriens
Post CH AG

SKZ
Adressänderung an:
Schweizerische Kirchenzeitung
Arsenalstr. 24
CH-6011 Kriens

Anzeigen

Schweizer GLAS-Opferlichte EREMITA
direkt vom Hersteller
NEU!
– in umweltfreundlichen Glasbechern
– in den Farben: rot, honig, weiss
– mehrmals verwendbar, preisgünstig
– rauchfrei, gute Brenneigenschaften
– prompte Lieferung
Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen
Name
Adresse
PLZ/Ort
Einsenden an: Lienert Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055/412 23 81, Fax 055/412 88 14
LIENERT KERZEN

SKZ Schweizerische Kirchenzeitung

Nr. 21/2022 zum Thema

Das Erbe Benedikts von Nursia

erscheint am 17. November

www.kirchenzeitung.ch